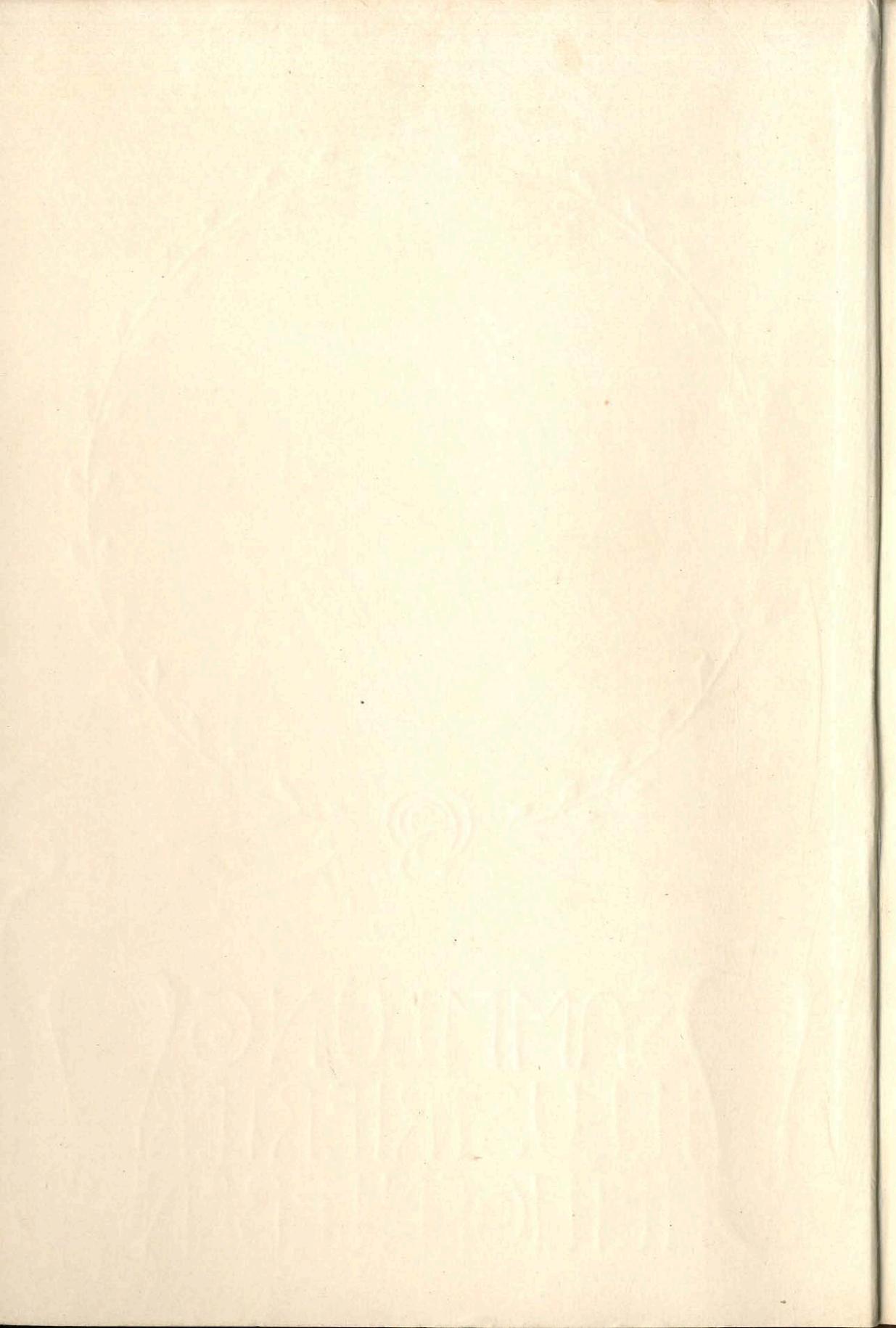




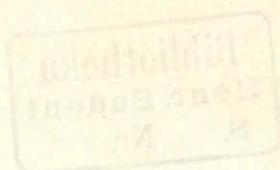
Kaizer Heinrich II.
der Heilige
von H. Gönfer.



SAMMLUNG
ILLUSTRIERTER
HEILIGENLEBEN



Bibliotheka
Henr. Badeni
S. VII Nr. 21



Sammlung
illustrierter Heiligenleben

Sammlung illustrierter Heiligenleben

I.

Kaiser Heinrich II., der Heilige

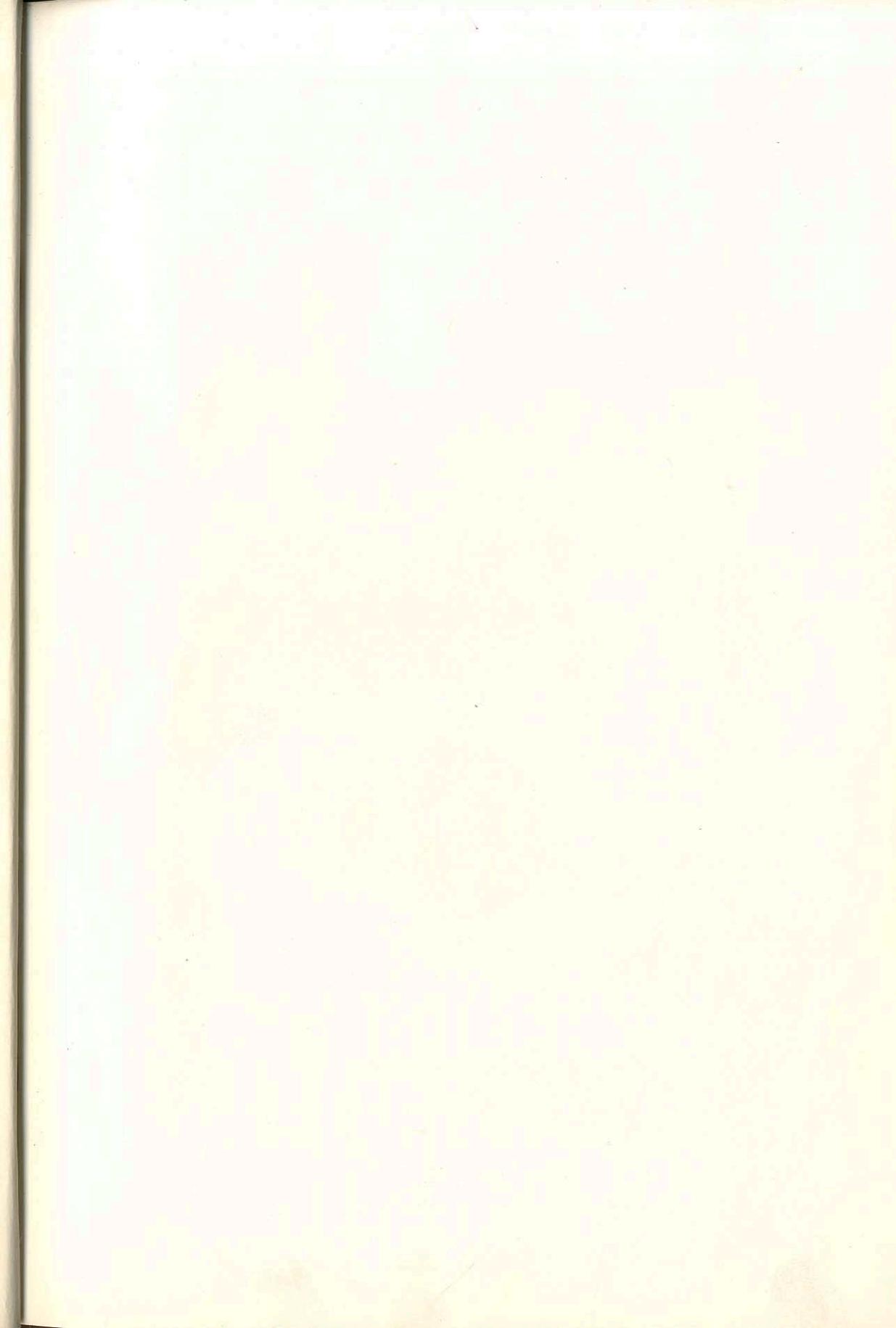
Von Prof. Dr. H. Günter



Kempten und München

Verlag der Jof. Kösel'schen Buchhandlung

1904





Kaiser Heinrich II., der Heilige.

Detail vom südöstlichen Portal des Domes zu Bamberg.

Kaiser Heinrich II., der Heilige

Von

Heinrich Günter

Mit 1 Kupftafel und 32 Abbildungen im Text



Kempten und München
Verlag der F. A. Kölbel'schen Buchhandlung
1904



Kaiser Heinrich II., der Heilige.

Detail vom südöstlichen Portal des Domes zu Bamberg.

Kaiser Heinrich II., der Heilige

Von

Heinrich Günter

Mit 1 Kunstbeilage und 52 Abbildungen im Text



Kempten und München

Verlag der F. A. Kölse'schen Buchhandlung

1904

Zbiory specjalne

Imprimatur.

Augustae Vindel. 7. Novembris 1903

Vicarius Gls. Dr. GOEBL.

M. STEBER, Secr.



BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA
im. Jerzego Giedroycia w Białymostku



FUW0521698

Φ

K-249176 | 44819

Vorwort.

Die Sammlung illustrierter Heiligenleben, die mit diesem Bändchen eröffnet wird, wendet sich an ein größeres Publikum, dem sie echtes, edles Gestein in neuer — und wenn die Unternehmer sich nicht selbst zuviel zutrauen, würdigerer Fassung bieten möchte. Die Sammlung stellt sich soweit nur möglich auf den Boden der heutigen Forschung. Man sollte meinen, daß das bei einer Geschichtschreibung heutzutage selbstverständlich wäre, und daß man es auch in der Heiligenbiographie bisher so gehalten habe, nachdem einmal vor bald fünfzig Jahren Ph. Jaffé anlässlich seiner Übersetzung der älteren Vita Mathildis für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ (1857) dargetan hatte, wie gelegentlich Heiligen geschichten entstehen. Aber was auch heute noch möglich ist, hat vor kurzen Monaten ein schön ausgestattetes, reich illustriertes Buch gezeigt, das ungefähr denselben Gegenstand wie diese Blätter „quellenmäßig,“ „nach den Grundsätzen einer gerechten historischen Kritik“ behandelt, P. H. Müllers „Das hl. Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde“. (Steyl, Missionsdruckerei 1903.) Wir haben bislang nicht gewußt, daß es so grundverschiedene „kritische Grundsätze“ gibt, — die unseren haben zu einem Gutteil zu einer anderen Darstellung geführt.

Ich persönlich bedaure, daß meine harmlose Arbeit auf solche Weise zur Konkurrentin der Müllerschen geworden ist, aber unsere Redaktion ist durch das Müllersche Buch erst recht wieder zu der Erkenntnis gekommen, wie notwendig eine Neubehandlung der Heinrichslegende war. Wie lange soll man das Unhaltbare noch fortschleppen? Im Interesse unserer Sache liegt das doch wahrlich nicht!

Meine Darstellung ist nicht neu, auch das vierte Kapitel nicht, in dem ich den Schwerpunkt sehen möchte; zuletzt hat nach Harry Breßlaus Vorgang in den „Fahrbüchern“ vor Frist P. H. Holzapfel O. F. M. gelegentlich seiner theologischen Doktorpromotion in München in einer seiner Thesen noch einmal

St. Heinrichs Josephsehe abgelehnt. Aber ich glaube das Ganze in einen universaleren hagiographischen Rahmen hineingestellt und da und dort das Verständnis für die Legendenbildung erleichtert zu haben. Führer durch die politische Geschichte konnten mir einzig, um es auch an dieser Stelle zu sagen, die „Fahrbücher der deutschen Geschichte unter Heinrich II.“ sein.

Die Sammlung und Anordnung des Illustrationsmaterials war größtenteils Sache der Redaktion, und zwar wurde auch hiefür im ganzen die chronologische Folge beibehalten, weil dem Beschauer ein Überblick über den Wandel in der Auffassung und Darstellung des Heiligen ermöglicht werden soll. Welcher Unterschied zwischen den mittelalterlichen Miniaturen und Mancinis süßlichem Schwärmerkopf (S. 83)! Bei der Beschaffung des Materials ging der Redaktion Herr Dr. E. A. Stückelberg in Basel mit Rat und Tat zur Hand, wofür ihm unser Dank auch auf diesem Wege übermittelt sei!

Tübingen, November 1903.

H. Günther.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Der Reichsgedanke am Anfang des ersten Jahrhunderts. 1—3. — Heinrichs Familienverhältnisse und Jugendgedanken; die Schule des Vaters. Prophezeiungen. 4—7. — Heinrich als Herzog von Bayern. Klosterreform. 8—11. — Heinrichs Heirat. 11. — Das Reich nach Ottos III. Tod. 12. — Thronkandidaturen. Heinrich und die Kroninsignien. Wahlausichten. 13—15. — Heinrichs Persönlichkeit. Seine Krönung und Anerkennung. 16—18.

Zweites Kapitel.

Der deutsche König. 19—20. — Verwicklungen mit Polen und mit Heinrich von Schenkenfurt. 21—22. — Polen und Böhmen. Verwicklungen in Italien. 23—24. — Heinrichs Bund mit den Liutizen. Krieg in der Nordmark. Unterwerfung der Verschworenen. 25—27. — Erster Zug nach Italien. Katastrophe Pavia. Heimkehr. 27—29. — Feldzug nach Böhmen. Heinrich in Prag. Eroberung von Bautzen. Zug gegen die Friesen und Polen. Friedenschluß. 30—32. — Burgundische Verhältnisse. Erwerbung von Basel. 33—34. — Heerfahrten nach Flandern und Polen. Heinrichs Abneigung gegenüber der Polenfrage. 34—37. — Zusammenstoß mit den Schwägern. Unruhen in den Marken. Polenfahrt. 37—39. — Verwicklungen im Nordwesten. Unglück in Polen. 40—41. — Rom und das Papsttum. Heinrich als Schiedsmann. Friede mit Polen. 42—44. — Romfahrt und Kaiserkrönung. Nationale Reaktion in Italien. 44—47. — Neue Polenunternehmungen. Friede mit Polen und den Schwägern. 48—51. — Burgund. Ulricher Verwicklungen. Unruhen in Sachsen. 51—52. — Unteritalien. Freiheitskämpfe in Apulien. Papst Benedikt VIII. 52—56. — Der Papst in Bamberg. Heinrichs Urkunde für den Kirchenstaat. 56—57. — Hammersteiner Ehehandel. Besitzungen von Bischofsstühlen. 57—58. — Zug nach Unteritalien. Erfolge in Unteritalien, Rom und der Lombardei. Synode von Pavia. Die Kluniacenser. 59—61. — Reformpläne im Bund mit Frankreich. Heinrich und die Seligenstädter Synode. 62—64. — Erkrankung und Tod. 65.

Drittes Kapitel.

Heinrichs Kirchlichkeit. Der Gandersheimer Streit und seine Beilegung. 66—68. — Wiederherstellung von Merseburg. Stiftung des Bistums Bamberg. 69—71. — Die Synode von Frankfurt und Heinrichs Selbstverdemüttigung. 72—73. — Heinrich der Kirchengründer, Förderer der Kunst und Handhaber des Reichsfriedens. 74—75.

Viertes Kapitel.

Heinrich als Heiliger. 76—77. — Legendenbildung. „Nach sechs“. Heiligenhilfe in der Slavenschlacht. 78—79. — Die jungfräuliche Ehe: Entwicklung der Legende. Der Roman des Aditamentum. Verwandtes. 80—84. — Das Totengericht. 85—86. — Heinrichs Leiden und Heilung durch St. Benedikt. Beziehungen zu Montecassino; St. Gencrud. 86—89. — Heinrichs Lahmheit. 90. — Die Heinrichswunder der Legende. Der Heinrichsfult. 90—93.

Anmerkungen 94—96.



Links von der hl. Jungfrau St. Heinrich, rechts St. Pantalus.

Kupferstich von Urs Graf (1514).

(Titelblatt in der Universitätsbibliothek Basel.)

I.

„Heinricus divina ordinante providentia rex.“

an streitet darüber, ob die Individuen, die großen Persönlichkeiten die Geschichtsentwicklung bestimmen, oder ob die jeweiligen allgemeinen Verhältnisse die großen Männer machen: so oder so: wer den Spuren des Gottesganges durch die Geschichte zu folgen vermag, für den ist das Problem gelöst: im Rahmen der christlichen Weltanschauung stellt immer der rechte Mann zur rechten Zeit sich ein.

Die beiden jüngeren Ottonen hatten mit ihrer Weltpolitik gründlich abgewirtschaftet. Jung — er zählte beim Tode des Vaters 973 achtzehn Jahre, — groß

angelegt und stürmischer als die letzten Folgerungen aus der Zugehörigkeit Italiens zum Deutschtum seit der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums an Lichtmeß 962 ziehen und die Halbinsel ganz unter den Bann der Reichsgewalt zwingen wollen. Es hatte sich noch um Unteritalien gehandelt, wo in Apulien und Kalabrien bedeutende Reste der griechischen, byzantinischen Welttherrschaft sich erhalten hatten, und wo seit Karl d. Gr. die beiden rivalisierenden Weltreiche, Ost- und Westrom, Morgen- und Abendland, in unmittelbarer Nachbarschaft einander feindselig gegenüberstanden. Otto d. Gr., der selbst noch gegen Ende seines Lebens sich an die Lösung der Aufgabe gemacht hatte, hatte schließlich auf den Versuch verzichtet, als er sah, daß der Gewinn in gar keinem Verhältnis zu den erforderlichen Opfern stand. Er hat die Schwierigkeiten damals, anfangs der Siebenziger-Jahre, dadurch umgangen, daß er seinen Sohn, eben den zweiten Otto, mit einer griechischen Prinzessin verheiratete und



Tenfel, München, Phot.

Die Nationen dem Kaiser Otto III. huldigend.

(Vergl. das nächste Bild.)

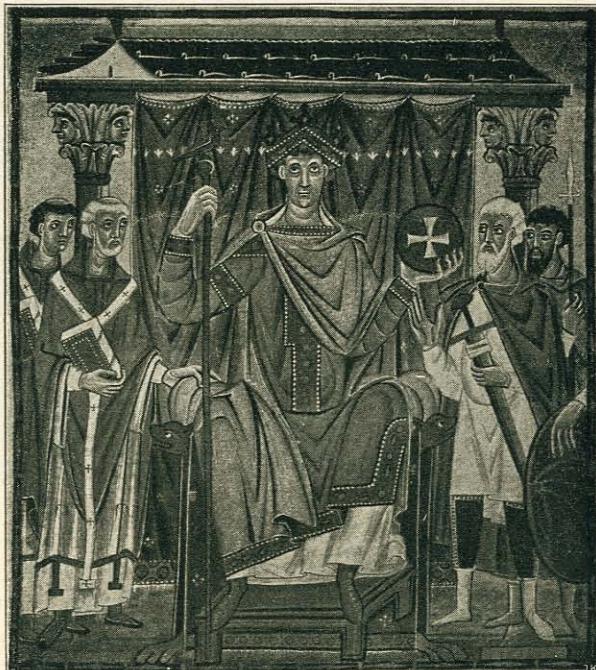
damit wenigstens für die Zukunft Erbansprüche seiner Dynastie zu begründen dachte. Dem jungen Otto aber schien ein derartiger Zustand unwürdig, und da zudem der Kaiser in Konstantinopel gerade zu Anfang seiner, Ottos II., Regierung anti-deutsche Umtriebe in Rom und einen römisch-nationalen Papst Bonifazius VII. gegen den von der Reichspartei gewählten Benedikt VII. unterstützte, stand für den jungen Kaiser der Entschluß, hier aufzuräumen, fest. Und noch eines. Gerade die Anfänge Ottos II. hatten eine neue Gefahr für das Reich hier unten bedrohlich groß werden lassen. Von Sizilien herüber hatten bei der Eifersucht des Ostens und Westens und bei der Unfähigkeit der

Griechen, das Land zu decken, die Araber des Kordovanischen Reichs leicht an der kalabrischen Küste sich festsetzen können, und das durste ein Reichshüter von Ottos II. Standesbewußtsein doppelt nicht dulden. So hatte der Kaiser, sobald er die Heimat ohne Bedenken verlassen konnte, im November 980 sich auf den Weg über die Alpen gemacht, war aber nach seinem Einmarsch in Apulien auf unerwartet große Schwierigkeiten gestoßen. Hinter seinem Rücken hatten eigene Reichsgebiete, Benevent und Salerno, im Bunde mit den Griechen sich erhoben, und die Zeit, da der Kaiser nun gegen Griechen und Reichsvasallen zugleich im Felde stand, hatten die Araber zu einem Vorstoß gegen die apulische Grenze benutzt. 982 hatte Otto endlich sich Kalabrien zuwenden können, hatte die Araber bei Colonne unfern der Golfsküste geschlagen, war aber dann auf der Verfolgung in einen Hinterhalt geraten und bei Cotrone am 13. Juli 982 vollständig aufgerieben worden. Und die deutsche Niederlage hatte sogleich auch über die unmittelbar interessierten Gebiete hinaus gewirkt: nicht nur blieb der griechische Süden verloren, auch alles, was sonst mit der deutschen Fremdherrschaft unzufrieden war von Taranto bis zu den Dänen und Slaven glaubte den Augenblick der Abrechnung gekommen: das Reich war bis ins Mark getroffen. Da starb auch noch, ehe Hilfe gebracht und ehe der Schlag wettgemacht werden konnte, am 7. Dezember 983 der Kaiser. Jahre gingen hin, bis das Reich nur die Folgen jener Niederlage überwunden hatte. Raum aber vermochte der neue Kaiser Otto III. sich zu röhren, tauchten die väterlichen Pläne noch überschwänglicher wieder auf: es mußte gelingen, das erträumte erdumspannende

Gottesreich aufzurichten — und zwar von Rom aus, das schon einmal die Welt überwunden hatte: »Roma caput mundi regit orbis frena rotundi«, ließ der neue Kaiser auf sein Majestätsiegel schreiben. Aber als er im Ernst daran ging, fand er für seine Illusionen bei den Deutschen kein Verständnis und in Rom das Misstrauen und den Haß der Nationalen. Die Selbsttäuschung gelang noch leidlich, solange der Kaiser das caput mundi mit deutschen Truppen niederhielt. Als aber die Seinen anfangs 1001 zur Züchtigung des rebellischen Tivoli Rom für einen Augenblick verlassen mußten, fanden sie bei der Rückkehr die Stadt in hellem Aufruhr; Otto, der zurückgeblieben war, kam in persönliche Gefahr und mußte von ein paar Freunden bei Nacht aus der Stadt gebracht werden, um nie wiederzukehren. Rom war verloren. Und während der Kaiser im Süden Trugbildern nachjagte und Ehre und Reichsautorität verspielte, lösten daheim die unterworfenen Völker sich aus dem Reichsverband und haderten die Fürsten untereinander: der einst — zu Heinrichs I. und Ottos d. Gr. Zeiten — gefürchtete deutsche Name war daran, der Welt zum Gespött zu werden.

Da tat ein Mann not, der vor allem wieder deutsch dachte und handelte. Auf der andern Seite aber blieb der deutsche König des beginnenden elsten Jahrhunderts eben doch der Erbe der ottonischen Ideen und Aufgaben. Ein Deutschtum ohne Cäsar war nach den Ottonen undenkbar, — sonst hätten bei der allgemeinen Verbitterung des Reiches nach Ottos III. Fiasko gerade diese Tage zum Bruch mit dem Imperiumsgedanken führen müssen. Wer sollte die großen christlichen Aufgaben der Zeit, die Hut der lieben Christenheit übernehmen, wenn nicht der Kaiser? Dazu bedurfte es eines Mannes von gutem Willen und ernster Liebe zur Sache, — aber nach den Erfahrungen der beiden letzten Regierungen doch auch energisch und selbstständig genug — auch Zeitbedürfnissen gegenüber. Die geeignete Persönlichkeit hat die Zeit selbst sich erzogen in dem Manne, den später die Kirche um seiner Verdienste und seiner christlichen Größe willen einzig unter den deutschen Königen und Kaisern heilig gesprochen hat.

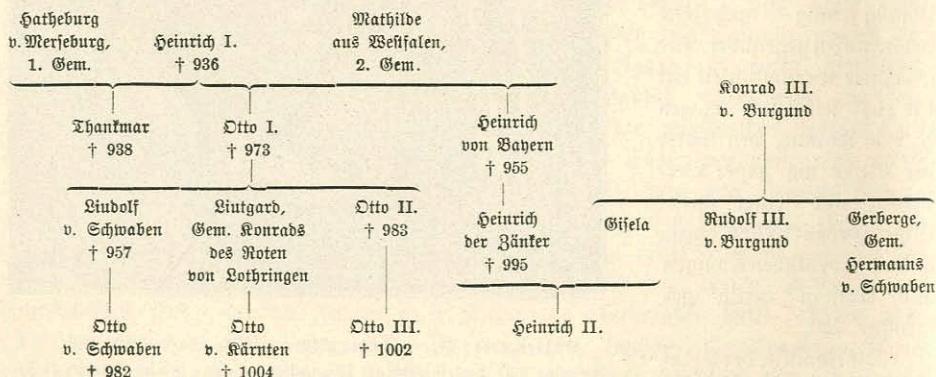
Die Familie, der Heinrich entsproßte, gehört zu



Tenfel, München, Phot.

Kaiser Otto III., zu beiden Seiten geistliche und weltliche Räte.
Miniatür aus dem Bamberger Evangeliar, welches Kaiser Heinrich II. im Jahre 1012 dem Bamberger Dom schenkte. (Staatsbibliothek, München.)

den glänzendsten aller Zeiten. Aber ein Schatten liegt auch über dem Glück und Glanz Ottos d. Gr., die unseligen Familienhändel. Seitdem sein Stiefbruder Thanhmar, der Sohn Heinrichs I. von der Hatheburg, 938 gegen König Otto (d. Gr.) revoltiert hatte, lag's wie ein Verhängnis über dem Hause. Nach Thanhmar hatte sich der jüngere Bruder Heinrich, der Liebling der Mutter Mathilde, verschworen und dem König mehrere Jahre zu schaffen gemacht, und als Heinrich sich unterwarf und dem Bruder mit der Zeit der verlässigste Freund wurde, war gerade darüber aus Eifersucht wieder Ottos eigener Ältester, Prinz Liudolf, erbost; 953 griff er zu den Waffen gegen den Vater. Liudolf ist etliche Jahre darnach gestorben. Seinen kleinen Sohn Otto nahm der Großvater an den Hof, wo er zusammen mit dem gleichnamigen Jüngeren des Königs, dem späteren Otto II., aufgezogen wurde. Als dann 973 der zweite Otto das Reich übernahm, behielt der Jugendfreund großen Einfluß, und da hörte man bald Dinge, die nicht überall gefielen. Jener Heinrich war von Otto d. Gr. seinerzeit noch mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden (Ende 948), das inzwischen sein Sohn, ebenfalls ein Heinrich, „der Bänker“, geerbt hatte. Bei der einstigen Stimmung zwischen der bayrischen Herzogsfamilie und dem Hause und Anhang Liudolfs zurückgeblieben war; — und als es nun hieß, Liudolfs Sohn mißbrauche seinen Einfluß, und als tatsächlich Maßnahmen erfolgten, die den Bayernherzog beengten und kränken mußten, griff der Bänker zur Selbsthilfe. Er wandte sich an die Fürsten von Böhmen und Polen; man redete vom geplanten Sturz des jungen Kaisers. Aber Otto bekam Wind, lud den verräterischen Vetter zu sich auf einen Hoftag und ließ ihn verhaften (974). Indessen gelang es dem Bänker, nach anderthalb Jahren aus der Pfalz in Ingelheim zu entkommen und einen neuen Aufstand zu inszenieren, — um sich und seine Familie vollends zu verderben. Der Aufstand mißlang. Im Juli 976 nahm der Kaiser die Bayernhauptstadt Regensburg. Heinrich floh nach Böhmen, versuchte im nächsten Jahr wieder zu kommen, mußte im September 977 von Passau aus wieder fliehen und sich schließlich in der Karwoche 978 einem Fürstengericht in Quedlinburg stellen, das ihm Bayern entzog und ihn nach Utrecht in das Gewahrsam Bischof Zolkmars verwies. Erst Ottos II. Tod gab ihm die Freiheit wieder.



Das waren unseres Heinrich Kinderjahre. Am 6. Mai 973 geboren war er gerade ein Jahr alt gewesen, als die Katastrophe über das Elternhaus hereinzubrechen begann. An Einzelheiten, wie es ihm und der Mutter — Gisela, Tochter



Tenfel, München, Phot.

Krönungsbild von Heinrich II.

Aus dem Missale, welches das Königspaar dem Bamberger Dom zur Einweihung 1012 schenkte.
(Staatsbibliothek, München.)

König Konrads III. von Burgund — über diese Zeit erging, erfahren wir nun freilich fast nichts, aber gerade genug, um den Zammer wenigstens ahnen zu können. In Regensburg war im Sommer 976 als neuer Herr Liudolfs Sohn eingezogen. Gisela mit dem Knaben fand bei einem alten Freund des Heinrichschen Hauses, Bischof Abraham von Freising, Unterkunft, auf dessen Gastfreundschaft sie nach Heinrichs

späterem eigenen Zeugniß angewiesen waren.¹⁾ Dann scheint jenes Quedlinburger Fürstengericht oder der Wille des Kaisers 978 den Prinzen von der Mutter getrennt zu haben. Verlässigen Berichten zufolge verbrachte Heinrich seine Knabenjahre an der Domschule zu Hildesheim. Man wollte ihn offenbar dem Einflußse des Abraham entziehen, sich seiner versichern. Ein jüngerer Erzähler²⁾ will sogar wissen, Heinrich sei für den geistlichen Stand bestimmt worden, — wenn etwas daran ist, doch zweifellos nur vom Kaiser, der durch die Weihe des bislang einzigen Sohnes des Bänkers allen Umtrieben der bayerischen Vettern ein für allemal zu begegnen hoffte. Kurz, Heinrich ist das Glück der Kindheit in der Familie versagt geblieben. Gerade die Jahre über, die am lebhaftesten in der Erinnerung wach zu bleiben pflegen, hat er nur das Leid und den Kummer der Mutter oder fremde Gesichter gesehen. Diese Jugendeindrücke haben den Knaben ernst gestimmt, aber auch fremdes Leid nachfühlen gelehrt, — und vor allem — seine Jugend hat ihn beizeiten auf eigene Füße gestellt.

Heinrich war elf Jahre alt, als der Vater aus der Verbannung zurückkam, und nun schienen die Aufregungen sich wiederholen zu wollen. Als nächster Verwandter des verstorbenen Kaisers beanspruchte der Bänker die Vormundschaft für den kleinen König Otto III. und bald über den König weg die Krone für sich selbst. Wieder drohte das Reich vom Bruderkampf zerrissen zu werden, als Erzbischof Willigis von Mainz mit seinem Appell an

die geschworenen Fürsteneide dem jungen Otto den Thron rettete. Der Bänker verzichtete endgültig auf alle Familienansprüche und erhielt anfangs 985 sein Bayern wieder, und damit kam auch Heinrich mit der Mutter nach Regensburg zurück; mit dem geistlichen Studium des Erben von Bayern war es jetzt nichts mehr. Aber nun war es ein Glück, daß der nämliche einst so unruhige, verwegene Vater — plötzlich wie umgewandelt — noch ein Jahrzehnt auf den künftigen Herzog einwirken und ihm an seiner eigenen Geschichte zeigen konnte, wie ein Fürst sein und wie er nicht sein soll. Wenn Heinrich II. später als König und Kaiser sich durch große Mäßigung und stoische Ruhe auch gegenüber der Gefahr aus-



Widmungsbild in dem Evangeliar A II. 46.

(Bamberger Bibliothek.)

zeichnete, so hat das Schicksal des Zänkers, die Schule des Vaters, einen redlichen Anteil daran.

* * *

Die Beziehungen der beiden Linien des Sachsenhauses waren von da ab ungetrübt, — aber niemand konnte ahnen, daß die Ottonen schon mit dem dritten dieses Namens aussterben und der Familie Heinrichs den Weg zum Thron freigeben würden. Um so größer mußte der Eindruck sein, wenn man später sich erzählte, daß in der Tat zu Zeiten, da an seine Nachfolge im Reich noch gar nicht gedacht werden konnte, dem Kinde oder gar dem Ungeborenen die Krone geweißagt worden sei! Wir hören von ein paar Seiten von ähnlichen Prophetien: Die jüngere

Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, der Mutter des ersten Otto, erzählt, die hohe Frau habe einmal, als Otto II. und der spätere Heinrich der Zänker noch Knaben waren, im Geiste geschaut, daß einst ein Nachkomme Heinrichs zur Königswürde gelangen werde.³⁾ Wir haben aber auch noch eine ältere Vita Mathildis, in der auch von der Prophetengabe der alten Königin nach der nämlichen Richtung die Rede ist, wo aber die Vorhersage dem zweiten Otto gilt.⁴⁾ Nun ist die ältere Biographie unter Otto II., die jüngere unter Heinrich II. entstanden und die eine von der anderen stark abhängig; damit erledigt sich unser Fall von selbst. Und dann begegnen wir dem nämlichen Gedanken etwas anders nuanciert gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts wieder in der Biographie des hl. Bischofs Wolfgang von Regensburg, die der Mönch Othlon schrieb.⁵⁾ Darnach hätte der Zänker von Zeit zu Zeit seine Kinder zum Bischof gebracht, damit er sie segne, und bei solcher Gelegenheit habe Wolfgang unsern Heinrich einmal als König angesprochen und den Bruder Brun als Bischof, die ältere Schwester, Gisela, als Königin, die jüngere, Brigida, als Äbtissin, „wie es dann auch gekommen ist“. Das könnte erst nach 985 gewesen sein — mit Rücksicht auf die



Deutel, München, Phot.

Oben: Krönung des hl. Königspaares durch Christus.

Unten: Huldigung der unterworfenen Nationen.

(Bamberger Evangelia, Staatsbibliothek, München.)

jüngeren Kinder und auch, weil Wolfgang und der Bänker vor des letzteren Katastrophe keineswegs gut standen. Dann aber war Heinrich schon reif genug, um die Prophetie auf sich wirken zu lassen. Indessen schließt sein Verhalten, als später die Frage plötzlich für ihn praktisch wurde, die Kenntnis einer derartigen Weissagung aus.

* * *

Am 28. August 995 war Heinrich der Bänker fern von Regensburg in Gandersheim, wohin er von einem Magdeburger Hoftag zum Besuch der Schwester, Abtissin Gerberge, geritten war, noch nicht fünfundvierzigjährig gestorben. Es war ihm bitter ernst gewesen mit seiner Reue über sein früheres Verhalten; denn wie er die langen Jahre herein seinen Frevel durch reichliches Almosen zu sühnen versucht hatte, so war auch sein letztes Wort an den ans Sterbelager gerufenen Ältesten eine Mahnung zur Königstreue: „Widerseige dich nie deinem König und Herrn! Wie reut's mich, daß ich's je getan habe!“⁶⁾ Der jüngere Heinrich war dann alsbald, noch vor der Beisehung, wie der sterbende Vater ihn angewiesen hatte, nach Bayern geeilt, um beim Eintreffen der Todesnachricht für alle Fälle am Platz zu sein. Indessen die Bayern hatten ihren einst so temperamentvollen und dann so gütigen Herzog hochverehrt und hatten einen Grund für andere Gefühle gegenüber dem Sohne nicht, und da auch König Otto III. dem Vetter wohlwollte, stand der Belehnung nichts im Wege, und so konnte Heinrich schon nach kurzen Tagen die Verwaltung selbst übernehmen. Wie er sie geführt hat, darüber sind wir nun freilich fast ganz ohne Nachricht. Nur zwei Momente treten gleich von Anfang an mit aller Deutlichkeit hervor: einmal, daß die Mahnung des Vaters ihm Richtschnur seiner Politik blieb, — und daß der Zweit- und zwanzigjährige ein fertiger Mann mit klaren Zielen war. Obenan stand ihm die Treue zum königlichen und kaiserlichen Herrn, seinem *dilectissimus senior*, wie er Otto noch in den Urkunden seiner eigenen Kaiserzeit nennt. Auf den drei Fahrten Ottos über die Alpen 996, 997 und 1000/1 stellen die Bayern ein Hauptkontingent, die beiden letzten Male ist Heinrich selbst mit dabei: 1001 hatte er wesentlichen Anteil an dem Zusammentritt der Synode in St. Sebastian in om, die — wir kommen darauf noch zu sprechen, — den Gandersheimer Streit beilegen sollte; denn „ihm war es ein Herzensanliegen, die Kirche im Frieden zu sehen und die Streiter Christi zur Liebe und Versöhnlichkeit zurückzuführen,“ sagt in diesem Zusammenhang der zeitgenössische Mönch Thankmar in der Lebensbeschreibung des Bischofs Bernward von Hildesheim⁷⁾. Und Heinrich war es, dem es mit dem getreuen Markgrafen Hugo von Tuszien gelang, den unglücklichen Kaiser bei jenem gefährlichen Römerauftand anfangs 1001 zu decken und wohlbehalten aus der Stadt zu bringen. Und als im Sommer 1001 der Zorn über die undeutsche Haltung des Kaisers die letzten Getreuen erfaßte und die Versuchung auch an den inzwischen wieder in die Heimat zurückgekehrten Heinrich herantrat, blieb er fest, eingedenk der Mahnung des Vaters⁸⁾, — der einzige, den das Schicksal des unglücklichen Otto in seiner Pflicht nicht irre machte.

Der andere Zug in seinem Wesen ist seine Selbständigkeit — um nicht zu sagen Rücksichtslosigkeit auch der Kirche und den Kirchen gegenüber, wo ihr Bestes es ihm zu erfordern schien. „Herr, du bist wahrlich nicht zu schwach (non es rex mollis), — es wäre ja auch vom Übel; du bist gerecht und nach allen Seiten besorgt, — und das ist gut; nun sei auch noch harmherzig und suche dein Volk mehr durch Gnade als durch Befehle dir nahe zu bringen“, hält Brun von Querfurt gerade im Hinblick auf Heinrichs

Kirchenpolitik den König zu mahnen für nötig⁹⁾. Der hervorragend kirchlich gesinnte Mann (vir in omni ecclesiastica perfectione praecipuus)¹⁰⁾ erkannte die Bedeutung der Klöster für seine Zeit; Sittlichkeit und Religiosität lagen genug im argen: die Klöster seit den entsetzlichen Ungarn-Heimsuchungen größtenteils zerfallen und entvölkert; die Mönche Vaganten; die Geistlichkeit ungebildet und verroht; Weg

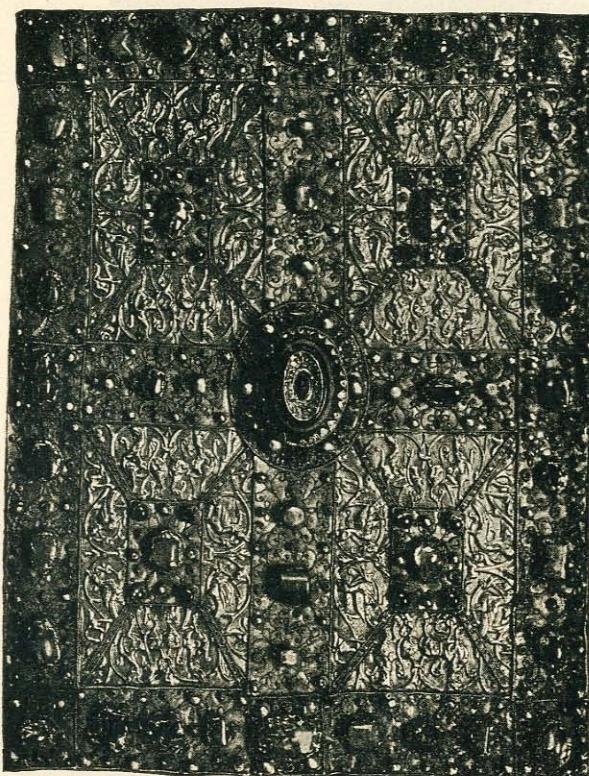


Kaiser Heinrich II. auf dem Throne.

(Missale, Staatsbibliothek, München.)

und Steg von Gesindel belagert und gefährdet, — selbst die Mädchen und Frauen genüßlich und verderbt: — man lese die Chronik des Merseburger Bischofs Thietmar (nebenbei unseres verläßigsten Führers durch Heinrichs Geschichte bis zu seinem, des Erzählers, Tod im Jahre 1019)¹¹⁾, oder die Wormser Vita Burchardi¹²⁾ —: dagegen konnte nur ein von Grund aus veränderter Geist helfen, wie ihn die Regel des hl. Benedikt zu wecken geeignet war, — und sobald Heinrich

das erkannt hatte, griff er mit den notwendigen Reformen schmungslos durch. Der Herzog hatte hierin allerdings einen Lehrmeister von bestrickender Autorität in dem frommen, demütigen, — rücksichtslosen heiligen Bischof Wolfgang und in dem Aufschwung, den neuerdings wieder Kloster St. Emmeram unter Abt Ramwolds Reformen im Wolfgangischen Sinne nahm. Wolfgang war 994 gestorben. Seitdem war Heinrichs Mann ein bescheidener Mönch im Kloster Altaich, Godehard, dem einst Erzbischof Friedrich von Salzburg als Altaicher Klosterschüler eine besonders sorgfältige Erziehung hatte zuteil werden lassen, und der, seit 21. Dezember 990 Mönch, unter Abt Erkanbert als Muster der Demut die Klosterschule leitete; es ist derselbe, der später — der Name begegnet erstmals am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — als Heiliger durch die ihm geweihte Kapelle in der Weltabgeschiedenheit des mons Elvelinus dem St. Gotthard seinen Namen gegeben hat¹⁸⁾ (gest. als Bischof von Hildesheim am 5. Mai 1038). Wir wissen nicht, wie Heinrich mit dem Mönch bekannt geworden ist. Einer seiner ersten Regierungsakte aber war, daß er den Godehard aus seiner Verborgenheit hervorzog, um ihn an die Spitze des Altaicher Konvents zu stellen. Abt Erkanbert war ein ganz tüchtiger Mann gewesen, und so hatte Godehard in seiner Bescheidenheit sich zuerst nicht entschließen können, dem Herzog zu willfahren. Aber Heinrich wollte es, und schließlich gab der Mönch dem persönlichen Drängen des Hofes nach und ließ sich am 27. Dezember 996 in der herzoglichen Pfalz zu Ranshofen, wo er als Festgäst weilte, von Bischof Christian von Passau konsekrieren. Und sicher hat Godehard den Erwartungen Heinrichs entsprochen. Denn als im Januar 1001 der Abt von Tegernsee starb, wo auch nicht alles war, wie der Herzog es wünschte, berief dieser trotz kaiserlichen Privilegs, das den Tegernseern die freie Abtswahl zusicherte, und trotz der Einsprache des Freisinger Bischofs Gottschalk seinen Godehard zur Reform dahin, die dieser auch in vierzehnmonatlicher Arbeit lediglich durchführte, bei dem geringen guten Willen seines neuen Konvents wahrlich keine leichte Arbeit! Dem gleichen Zweck, der Hebung der Klöster und Klosterzucht,

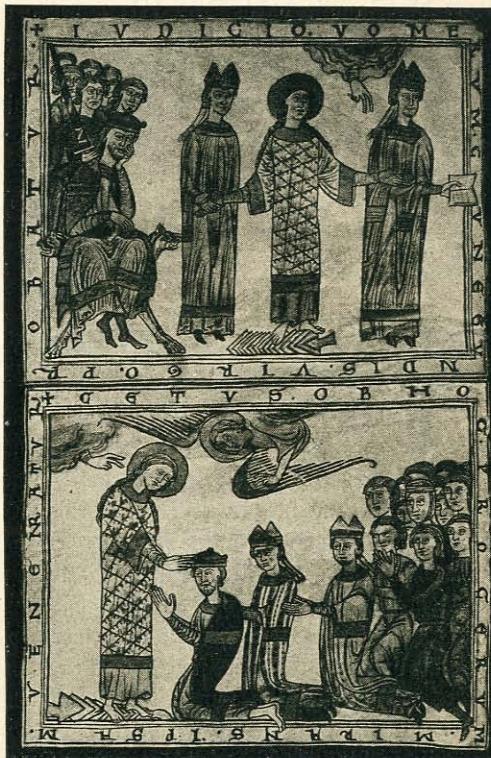


Einbanddeckel eines Bamberger Evangeliares.

sollte die Loslösung der Klöster aus der Verbindung mit den Bischofskirchen dienen. So wenig man von einem Übelwollen gegenüber der Bischofsgewalt reden darf, — in der Klosterreform sah Heinrich die wichtigere Aufgabe, und deswegen wurden die Klöster wiederhergestellt ohne Rücksicht auf die bischöflichen Freunde und ihre Empfindlichkeit. Aber, wie Heinrich war, auch derartige Maßnahmen erhielten durch die stark betonte Tendenz etwas Prinzipielles, Hartes; man sollte bei ihm wissen, woran man war. Als er 996 eine Schenkung zugunsten von St. Peter in Salzburg beurkundete, mußte die Klausel mit hinein, daß die Schenkung an seine Erben heimzufallen habe, wenn ein Bischof sich darnach gelüsten ließe¹⁴⁾.

Kein Wunder, daß Heinrich bald das Entzücken der Mönche war, — und so ist es auch nicht bloß Phrase, wenn wir ihn allenthalben in unsern Quellen als den Stolz und die Zierde des Reiches gerühmt finden, würdig, wie Froumund von Tegernsee zur Begrüßung des Herzogs nach der Romfahrt von 1001 singt, würdig, der Welt einen gleich trefflichen Sohn und in ihm der Christenheit einen Kaiser zu geben.¹⁵⁾

Ein wichtiges Ereignis aus der Herzogszeit bleibt noch zu erwähnen: Heinrichs Heirat mit Kunigunde, der Tochter Herrn Siegfrieds vom Ardennen- und Saargau, seit 963 Herrn von Lichtenburg im Methingau, — nach dem Tode des Vaters und vor dem Romzug von 1000; näher läßt sich das Jahr nicht bestimmen; was sonst darüber gesagt wird, ist Legende, so wenn es das eine Mal, in einer Kluniacenser Chronik¹⁶⁾, heißt, Heinrich habe sich erst als König vermählt, oder ein andermal, er sei vierzig Jahre verheiratet gewesen¹⁷⁾, was 984 als Jahr voraussetzen würde! Und noch weniger haltbar ist das Märlein der „Zusätze“ zu Adelberts Biographie unseres Heiligen, wonach die Fürsten den König zur Heirat genötigt hätten; darauf kommen wir noch in anderm Zusammenhang zurück. Was Heinrich bestimmte, die nicht ganz Ebenbürtige heimzuführen, ist nicht völlig klar. Graf Siegfried war für den Bayernherzog denn doch ein kleiner Mann. Da waren der Großvater und Vater mit der Judith von Bayern bzw. Gisela von Burgund wählerrischer gewesen. Vielleicht



Die (legendenhafte) Feuerprobe der hl. Kunigunde.
(Oben schreitet die hl. Kunigunde über glühende Pfugsharen;
unten bittet ihr der Kaiser seinen Verdacht ab.)
(Aus der Vita Henrici des Diakon Adelbert, Handschrift vom
Jahre 1146. Bamberger Bibliothek.)

ist er der Familie durch Otto III. näher gekommen, dessen Vertrauter Graf Heinrich, ein Bruder der Kunigunde, war. Wie dem sei, die Sippe der Kunigunde — fünf Brüder und vier oder fünf Schwestern — wurde mit der Zeit eine zweifelhafte Dreingabe für den König und Kaiser; — vielleicht hat es sogar ihr gegolten, wenn Heinrichs Thronkandidatur nach Ottos III. Tod besonders auch am Rhein auf Widerspruch stieß.

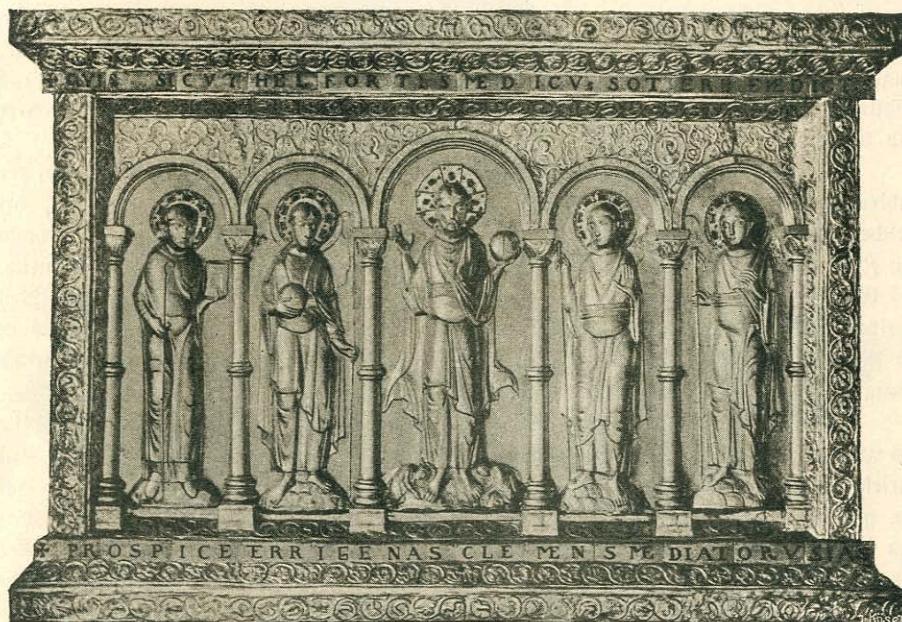


Silbermünze mit dem Bild
Kaiser Heinrichs.

Herzog Heinrich war im Sommer 1001 aus Italien nach Hause geeilt, um Hilfe für den schwer bedrängten Kaiser zu holen. Aber der allgemeine Unwill im Reich über die kaiserliche Politik hatte einen Zugang so rasch nicht bewerkstelligen lassen. Da kam in den ersten Wochen 1002 die Nachricht vom Tode Ottos. Er war gebrochen und enttäuscht auf der Burg Paterno am Sorakte im Angesicht des ungetreuen Rom, das ihm einst sein Alles gewesen war, am 23. Januar gestorben, nicht ganz zweihundzwanzig Jahre alt und unvermählt. Das Reich war ledig — zum viertenmal, seitdem die Sachsen an seiner Spitze standen, aber so heikel war die Lage noch nie gewesen. Denn für das Reich mußten die Nachwehen der verunglückten kaiserlichen Spekulation nun erst voll sich einstellen. Der Kaisergedanke hatte sich als unpraktisch und gefährlich erwiesen. Das Deutschtum war in den zehn Jahren italienischer Politik seit dem Untergang Ottos II. zurückgegangen, da sich die Reichsleitung fast nicht mehr um die Grenzhut gekümmert hatte. Ein direkter Sprosse des Königshauses, mit dem man als Nachfolger hätte rechnen müssen, war nicht da: so konnte jetzt ernstlich die Frage auftauchen, ob sich der Reichsgedanke überhaupt noch verlohnte, ob es nicht besser war, wenn jeder Stamm wieder seine eigenen Wege ging und für sich selber sorgte. Die St. Gallener Annalen¹⁸⁾ zeigen, daß die Gefahr der Auflösung groß war, und Heinrichs Schenkung für den Jugendfreund Bischof Wernher von Straßburg vom 15. Januar 1003¹⁹⁾, worin er eben dessen Verdienste um das Zusammenbleiben der Stämme rühmt, beweist dasselbe. Und als dann doch der Einheitsgedanke durchdrang, erhob sich erst die große Frage, wen wählen? Anspruch hatte niemand. Die Nachfolgerschaft Ottos II. und III. war jeweils noch von den Vätern durchgesetzt worden. Ein Erbrecht für das Sachsenhaus ließ sich aus diesen Präzedenzfällen nicht ableiten. Immerhin aber konnten Verwandte an eine Kandidatur wenigstens denken, und so handelte es sich zunächst um die zwei noch lebenden Glieder der sächsischen Liudolfsinger, unsfern Heinrich und den wackeren Herzog Otto von Kärnten, einen Enkel Ottos d. Gr. durch dessen Tochter Liutgard (vgl. die genealogische Skizze oben S. 4).

Heinrich stand als Letzter vom Mannsstamm dem Thron näher, aber Otto war der Ältere und Angesehener²⁰⁾, und so hielt Heinrich selbst den Kärntener für den gegebenen Thronfolger. Der aber lehnte ab und betrieb seinerseits die Kandidatur des bayerischen Bettlers, dem die Krone viel besser anstehe.²¹⁾ Daraufhin war Heinrich entschlossen, die Krone anzunehmen — und nötigenfalls sie sich zu holen. Denn kaum

hatten die Vettern sich verständigt, hörte man von neuen Liebhabern: der Bayernherzog war durch sein Verhalten über die Zeit jener Reichsverdrossenheit kurz vor Ottos III. Tod den Fürsten fremd geworden, und dann war es ja auch ein nur zu begreiflicher Ehrgeiz der einzelnen Stämme, — wir wissen, daß das Stammesbewußtsein durch die unpopuläre Politik des letzten Kaisers verschärft worden war, — die Krone zu hüten. So traten in Sachsen der gefeierte Markgraf Eberhard von Meißen, der die Reichsgrenze gegen die Slaven wacker zu schützen verstand, „des Reiches Zier, des Vaterlandes Trost, der Hüter der Seinen und der Schrecken der Feinde“, wie Thietmar²²⁾ ihn nennt, — und in Schwaben, wie es heißt, von andern



Die goldene Altartafel.

Ein Geschenk Heinrichs II. an den Dom zu Basel bei dessen Einweihung. Zu den Füßen des Heilandes (Mittelfigur) liegen Heinrich und Kunigunde. (Musée de Cluny, Paris.)

aufgefordert, der mit Heinrich verwandte, gleichfalls hochangesehene Herzog Hermann II. als Thronbewerber auf.

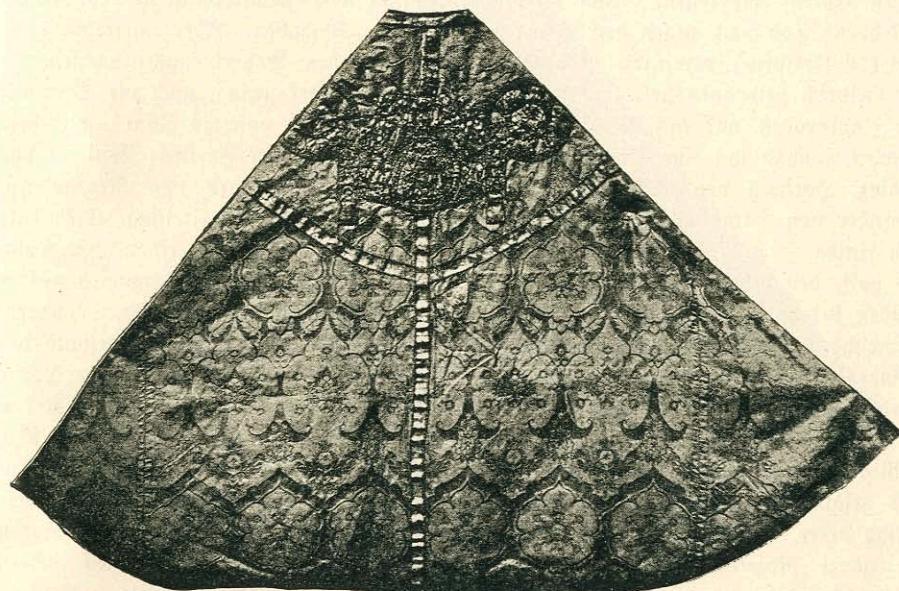
Inzwischen wurde der Leichnam des Kaisers aus Italien gebracht. Otto wollte, ein Schwärmer bis zum letzten Atemzuge, neben dem herrlichen Karl in Aachen begraben sein. Der Zug kam durchs Etschtal den Eisack herauf über den Brenner auf bayerischen Boden. Da war es das Nächstliegende, daß Heinrich den Nahenden entgegenritt, um — die den Toten begleitenden Reichsinsignien an sich zu nehmen. Bei Polling an der Ammer, einem Hof des Augsburger Bischofs, traf er mit den Heimkehrenden zusammen. Aber Erzbischof Heribert von Köln, der den Zug führte, hatte einen Teil der Insignien, die heilige Lanze, bereits vorausgesandt. Warum und für wen? Wir wissen es nicht. Der Mönch Steiner von St. Lorenz bei Lüttich sagt in seiner Biographie des Bischofs Wolbodo (1018—1021), die indes

erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts geschrieben ist, Kaiser Otto habe sterbend dem Heribert die Kleinodien anvertraut, „damit er sie dem übergebe, den die einheitliche Wahl und Zustimmung der Fürsten auf den Thron erhöbe.“²³⁾ Davon wissen aber die zeitgenössischen Berichte nichts. Heriberts eigener Biograph, der Mönch Lantbert im Kloster Deutz, um die Mitte des ersten Jahrhunderts, meint, der Erzbischof habe angefichts des Toten die Trauerstimmung nicht entweichen lassen wollen und für nichts anderes Sinn gehabt, als wie er den Kaiser nach Aachen bringe.²⁴⁾ Indessen muß der Grund ein persönlicher gewesen sein. Nur so ist es begreiflich, wie Heinrich den unzugänglichen Erzbischof verhaften lassen und ihn zur Auslieferung der Lanze zwingen möchte. Das aber hat die Sympathien für den Bayer sicher nicht gesteigert. Heinrich suchte sich zugleich der übrigen Herren im Trauerzug durch reichliche Versprechungen zu versichern, der Bischöfe von Lüttich, Augsburg und Konstanz und mehrerer Grafen; aber nur Siegfried von Augsburg als gefälliger Nachbar war zu haben; die andern wollten abwarten, was „der größere und bessere Teil des Volkes“ tue.²⁵⁾

Von Polling ging es weiter nach Augsburg, wo Heinrich in St. Afra, auf der rechten Lechseite, in der Ulrichskapelle die Eingeweide des Kaisers beisezten ließ, bei welcher Gelegenheit er das Kloster reich beschenkte. Bis Neuburg begleitete er dann den Zug noch, wo er auf Drängen seines gleichfalls anwesenden Schwagers Heinrich, des Grafen vom Ardennengau, sich verabschiedete. Er hatte inzwischen den Erzbischof Heribert wieder freigegeben, dessen Bruder jedoch als Geisel bei sich behalten, bis er die Reichslanze in Händen hätte: man ging verstimmt auseinander: mit Heinrichs Königstum hatte es vorerst gute Wege.

Heinrichs Biograph, der Bamberger Diakon Adelbert, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, also mehr denn hundert Jahre nach Heinrichs Tod erst schrieb, erzählt, nach Ottos Tod seien „durch göttliche Fügung die Stimmen alle auf den gefallen, der damals der Mächtigste im Reiche war“²⁶⁾, den Bayernherzog. Davor ist keine Rede. Wir hören im Gegenteil, wie die Fürsten, die anfangs April 1002 zur Beisezung des Kaisers in Aachen beieinander sind, ihn direkt als ungeeignet ablehnen.²⁷⁾ Heinrich hat zu den Waffen greifen müssen, um sich Anerkennung zu verschaffen. Um so mehr einverstanden sind wir mit der Charakteristik, die Adelbert bei der nämlichen Gelegenheit von Heinrich gibt: gleich ausgezeichnet durch Herzengüte wie durch Geburt sei er gewesen, ein Mann von herrlichen Sitten und in den Wissenschaften bewandert, in Glauben und Tat wahrhaft katholisch. Ja, was war das doch für ein Mann — dieser Bayernherzog! In Polling nimmt er den Erzbischof von Köln gefangen, einen der Gewaltigsten des Reiches, — und in Augsburg hilft er selbst die Leiche des Kaisers auf seinen Schultern durch die Stadt tragen, — wie er das Jahr zuvor das nämliche Beispiel von Demut beim Tode des ehrwürdigen alten Abts von St. Emmeram, Ramwold, gegeben hatte²⁸⁾, — und wie er später als König seinen Bischöfen einen Herzengüte auf den Knien abzwingt.²⁹⁾ Heribert selbst hat später Heinrichs echt christliche Größe in geradezu rührender Weise noch erfahren dürfen, nachdem er neunzehn Jahre lang dem Kaiser und König gezürnt hatte. 1020 im Herbst hatte Heinrich den Kölner Erzbischof mit seinem Aufgebot zu sich zur Belagerung der Feste Hammerstein beschieden, aber Heribert hatte sich mit Krankheit entschuldigt. Da war dem Kaiser die Geduld gerissen, und er eilte nach dem siegreichen Ausgang der Belagerung nach Köln, um den alten Gegner zur Rechenschaft zu ziehen. Das

Hofgericht sprach scharfen Tadel über den unzuverlässigen Bischof und verurteilte ihn zur Zahlung einer großen Geldsumme. Da trat Heribert in den Gerichtssaal und ging mit Tränen in den Augen auf den Kaiser zu, — und Heinrich, von diesem Anblick selbst zu Tränen gerührt, erhob sich und umarmte den Erzbischof und bat um Verzeihung wegen des Unrechts, das er ihm angetan habe; Heribert mußte neben dem Kaiser Platz nehmen, — und beide verhandeln die Reichsgeschäfte im besten Einvernehmen gemeinsam weiter.³⁰⁾



Das von der hl. Kunigunde dem Dom zu Bamberg geschenkte kostbare Messgewand.
(Domschatz, Bamberg.)

In Aachen also haben die versammelten Fürsten von Heinrichs Kandidatur nichts wissen wollen; die meisten von ihnen waren für Hermann von Schwaben. Und ähnlich schien es dem Bayernherzog in Sachsen ergehen zu wollen. Hier waren gleich auf die Kunde von Ottos Ableben die Großen des Stammes im Königshof Frose bei Quedlinburg zu einer Vorbesprechung zusammengetreten: nur der persönlichen Feindschaft des Markgrafen Liuthar von der Nordmark gegen Eberhard hatte Heinrich es zu danken, wenn der Meißener nicht endgültig als Kandidat aufgestellt und von den Sachsen den andern Stämmen vorgeschlagen wurde. Liuthar brachte es dahin, daß die Entscheidung auf einen neuen Tag in Werla verschoben wurde, und inzwischen unterhandelte er mit Heinrich, den er veranlaßte, die Tagfahrt ebenfalls zu beschicken. Und nun, da man die Stimmung kannte, setzte als Gegen gewicht der Einfluß der Heinrichschen Verwandtschaft ein. Die Schwestern des verstorbenen Kaisers, die resolute Gandersheimer Äbtissin Sophie und Adelheid von Quedlinburg erschienen selbst unter den Großen. Heinrichs Vertretung auf dem Tag — wir kennen die Zeit nicht näher — versprach goldene Berge³¹⁾: so entschied man sich zu Werla „mit Christi Hilfe und im Hinblick auf sein Erbrecht“ für Heinrich.

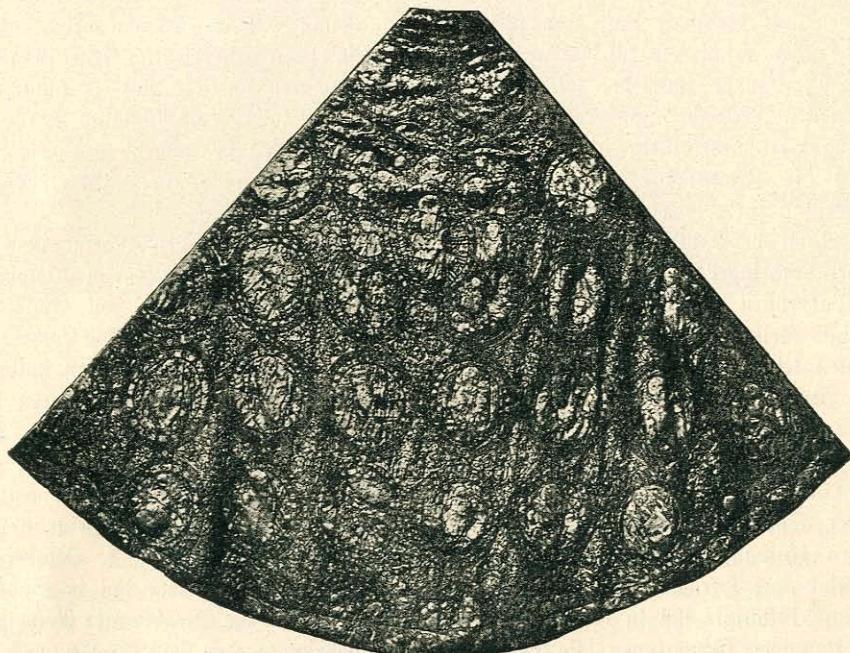
Grollend ritt Markgraf Ekkehard weg zu einer Zusammenkunft mit dem Schwabenherzog in Duisburg; in Paderborn erfuhr er, daß Hermann die Tagung nicht mehr wünsche. Ekkehard kehrte um und wurde von den jungen Grafen von Nordheim in Pöhlde nachts überfallen und ermordet (30. April 1002). Heinrich hatte keinen Teil andem Verbrechen.

Seit dem Tag von Werla war Heinrich der Sachsen sicher, obwohl dort nicht alle gleich gedacht hatten. Einer der Einflüfreichsten des Stammes, Bischof Bernward von Hildesheim, hatte noch auf jenem Ritt nach dem Rhein den Ekkehard mit königlichen Ehren empfangen. Und Erzbischof Gisiler von Magdeburg war auch nach Ekkehards Tod noch gegen den Bayer und für den Schwaben. Aber immerhin blieb dieser Widerspruch vereinzelt: Ende April konnte neben Bayern auch Sachsen als für Heinrich gewonnen gelten. Und so fühlte er sich stark genug, auch die Stimmen der Baudernden und des Rivalen sich zu holen. Als er anfangs Juni am Rhein erschien, umgab ihn eine glänzende Reihe vor allem geistlicher Fürsten: Willigis von Mainz, Hartwig von Salzburg, Albuvin von Brixen, Gebhard von Regensburg, Werner von Straßburg, Christian von Passau, Gottschalk von Freising, Erkanbald von Fulda — und selbst Heinrich von Würzburg, ein Halbbruder Heriberts von Köln. Es galt, den Rhein und sein linkes Ufer, Elsaß und Lothringen zu gewinnen. Aber drüben bei Worms, wo man den Übergang versuchte, stand Hermann von Schwaben. Heinrichs Kriegsrat beschloß, den Gegner irre zu führen. Man ging angefichts des Feindes zurück, als ob man den Übergangspan aufgegeben hätte, um aber bei Vorlich nordwestlich abzuschwenken und Mainz zuzueilen, wo das Heer ungestört über den Strom kam. Am 6. oder 7. Juni wurde Heinrich in Mainz von Erzbischof Willigis unter Aßistenz der Herren von Worms und Straßburg zum König gekrönt und gesalbt: damit war sein Königtum gesichert; die Zurückhaltung und der Widerspruch derer, die noch abseits standen, konnten ihm die Ansänge und unter Umständen die ganze Regierung erschweren und verbittern, an das Königtum eines andern war nicht mehr zu denken, seitdem Willigis Stellung genommen hatte. Als bald schlossen die Herren in Franken und von der Mosel sich ihm an. Und damit ist auch sein Verhältnis zu Herzog Hermann ein anderes geworden: der Schwabe ist in seinen Augen nicht mehr Rivale, sondern Rebell. So wendet sich Heinrich von Mainz weg zunächst gegen ihn.

Hermann hatte inzwischen Straßburg angegriffen, dessen Bischof gleich von Anfang an auf Heinrichs Seite stand, und hatte den dortigen Dom geplündert und verbrannt. Der Frevel erheischt Sühne. Die eigene Umgebung riet dem König, Konstanz das Schicksal Straßburgs entgelten zu lassen; denn der Konstanzer Bischof Lambert hatte es bisher wohl oder übel mit dem mächtigen Nachbar Herzog Hermann gehalten. Aber Heinrich wies das Ansinnen entschieden zurück: „Es ist nicht die rechte Art, zum Reich zu gelangen, wenn die Seele dabei Schaden leidet. Gott hat mich gekrönt, nicht daß ich selber den Kirchen unrecht tue, sondern daß ich die Kirchenräuber züchtige.“³²⁾ Konstanz blieb unangefochten. Schwaben leistete keinen Widerstand, als der König um den 20. Juni im Herzogtum einrückte. Um Johannistag, den Heinrich auf der Reichenau feierte, hieß es, Hermann wolle es auf einen Waffengang ankommen lassen; indessen wartete der König vergebens ein paar Tage; am Fest der Apostelfürsten erfuhr er, daß Hermann nicht kommen werde, und das faßte Heinrich als Verzicht auf ferneren Widerstand und gab den Befehl zum Aufbruch. Mit den Privathändeln, die sich aus der verschiedenen Stellungnahme der

einzelnen Herren in Alemannien zur Königswahl ergeben hatten, mochten die Königsgretreuen allein zustreich kommen. So beschränkte sich Heinrich darauf, auf dem Weg durch das Herzogtum noch etliche Höfe Hermanns zu verwüsten zur Sühne des Straßburger Frevels. Am 10. Juli urkundet er bereits wieder in Bamberg.

Und nun war ihm vor allem darum zu tun, die endgültige Zustimmung der Sachsen zu seiner Wahl und Krönung zu erlangen. Die Thüringer kamen ihm auf



Kaisermantel der hl. Kunigunde.
(Domshaus, Bamberg.)

seinem Zug Mitte Juli überall freudig entgegen. Heinrich ersieß ihnen den mehr demütigenden als lästigen Schweinezins, den sie seit den Merowingerzeiten, seit der Unterwerfung des Landes durch die Franken 531, an die Königskammer zu zahlen hatten; damit hat er sich rasch aller Herzen gewonnen. Auf dem gleichen Wege kam er mit den Sachsen zum Ziel. Sie waren bei seiner Krönung in Mainz nicht beteiligt gewesen, was immerhin hätte verstimmen können, nachdem ja seit fast einem Jahrhundert sie in erster Linie die Könige gemacht hatten. Aber die Sachsen hatten es offenbar eingesehen, daß eine möglichst rasche Krönung damals am Rhein Heinrich am ehesten über die Schwierigkeiten hinwegbringen konnte, und so hatten sich die Großen vollzählig eingefunden, auch Giseler von Magdeburg und Bernward von Hildesheim nicht ausgenommen, als der König am 24. Juli 1002 in Merseburg einritt. Am andern Tag sollte die Huldigung erfolgen. Da trat Herzog Bernhard, der Billunger, vor und legte die Wünsche des versammelten Volkes und seine Bedürfnisse und seine Rechte dar: ob der König ihnen in Gnaden deren Respektierung versprechen und in der Tat sie wahren wolle. Darauf der König: „Ich weiß nicht, wie ich Gott, dann aber auch euch allen gebührend danken soll. So nehmt den

Günter, Heinrich II.

2

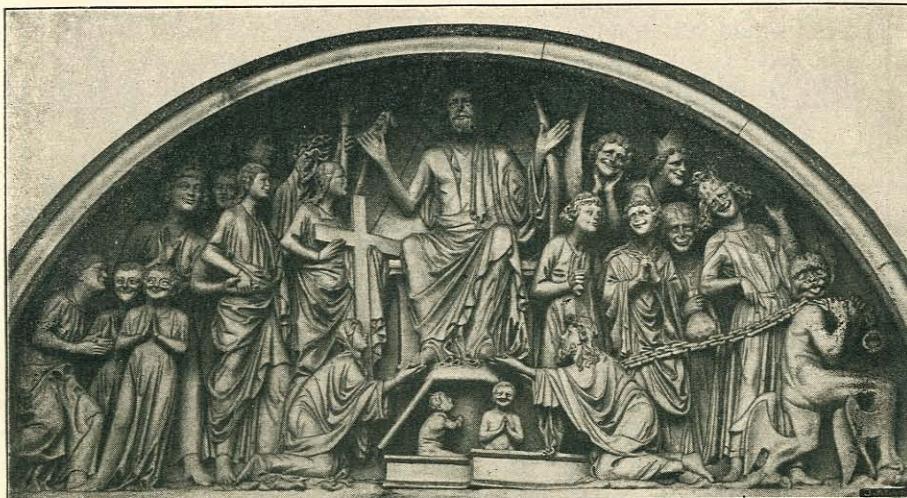


innigsten Wunsch meines Herzens entgegen, daß es mir gegönnt sein möge, euch allen wirksam zu dienen. Denn mir ist wohl bekannt, wie gerade ihr allzeit eueren Königen in Treuen Gehorsam und Hilfe erzeuget. Darum wird es auch an mir sein, euch vor allen zu ehren und zu lieben und euch in der Treue zu erhalten zum Frommen des Reiches und zu unserm Heile. Und damit ihr über meine Gesinnungen ganz beruhigt sein könnt, erkläre ich, wie ihr es haben wollt, — unbeschadet der Würde des Königtums, — daß ich nicht gegen euren Willen und Widerspruch, sondern mit eurem Beifall und auf eure Einladung hin im Schmuck der Königs- würde hier erschienen bin. Euer Gesetz aber soll mir unvergleichlich sein in allen Dingen; solange ich lebe, will ich eure Rechte wahren und, so gut ich kann, angemessenen Wünschen entsprechen.“³³⁾ Lauter Jubel lohnte die königlichen Worte. Herzog Bernhard ergriff die heilige Lanze und überreichte sie namens des Sachsenvolkes als Zeichen der Anerkennung seines Königtums dem Gaste. Es war ein Freudentag für Merseburg wie wenige.³⁴⁾

Von der Huldigung der Sachsen weg ritt Heinrich an den Rhein, um die Nieder-Lothringer in Pflicht zu nehmen. In Grona traf er mit der Gattin zusammen. In Paderborn erhielt nun auch Kunigunde am St. Laurentiusstag von Erzbischof Willigis Weihe und Krone und wurde damit zur „Genossin des Reiches“. Die Lothringer machten keine Schwierigkeiten. Mit den Bischöfen von Lüttich und Cambray huldigte auch Heribert von Köln in Duisburg. In Aachen fanden die weltlichen Herren sich ein, an ihrer Spitze Herzog Otto; auch hier fand Heinrich jetzt vollen Beifall. Am Feste der Geburt der hl. Jungfrau hoben ihn die Lothringer nach Väter Sitte auf den Thron des großen Karl. Jetzt war Hermann von Schwaben noch der einzige in der Opposition, unter solchen Umständen aussichtslos. Als daher Heinrich von Aachen rheinaufwärts nach seinem geliebten Bayern zog, erschien am 1. Oktober in Bruchsal auch Hermann zu demütiger Unterwerfung. Heinrich nahm ihn in Gnaden auf und bestätigte ihn in allen Lehen und Würden. Nur die Straßburger Gewalttat forderte andere Genugtuung; sie sollte dem Bischof dadurch werden, daß der Herzog seine Rechte an die Frauenabtei von St. Stephan in Straßburg an das Bistum abtreten mußte.



Kaiser Heinrich und Kunigunde.
Schlußstein im Dom von Basel.
(Nach dem Abguß im Gewerbemuseum.)



Das jüngste Gericht am Fürstenportal des Domes zu Bamberg.
(Zu den Füßen des Heilandes knieend das hl. Kaiserpaar.)

II.

Bi im stuont wol daz riche.
Eberhard 731.

Es hat doch ein felsenfester Glaube an die innere Wahrheit der verfochtene Ideen und eine innerste Überzeugung vom eigenen Beruf zur Durchführung dieser Ideen dazugehört, wenn ein mittelalterlicher deutscher König und Kaiser ein Leben lang stets mit der gleichen Freudigkeit den gewaltigen Aufgaben seiner Stellung nachksam. Unsere heutigen außen- und innerpolitischen Verhältnisse lassen einen Vergleich mit der Aufgabe des Kaisers von damals nicht zu. Heute gehört ein Krieg nach außen oder eine blutige Bewegung im Innern so sehr zu den Ausnahmezuständen, daß, wo sie entstehen, sie die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen; freilich ist ein Krieg von heute auch in jeder Beziehung etwas anderes als im Mittelalter, hinsichtlich des Umfangs, der physischen und moralischen Wirkungen und der politischen Bedeutung. Aber eine aufreibende Arbeit und eine fast erdrückende Last blieb es für ein Reichshaupt auch in einer fehdegewohnten und weniger nervösen Zeit, von Jahr zu Jahr, fast von Monat zu Monat, sich neuen Verwicklungen und Kämpfen gegenüber zu sehen, die eben, wo immer im weiten Reich sie auftauchten, immer in erster Linie den König und Kaiser persönlich in Anspruch nahmen. Kaum hat er in irgend einer Frage auf irgend einem Punkt sich ins Mittel gelegt und gemahnt und versöhnt oder eine Lösung mit den Waffen gebracht, so ruft ihn eine andere Frage nach einem anderen Reichsteil; und nicht selten endigen große und wichtige Unternehmungen mit Misserfolgen und Niederlagen, — und gleichwohl ist der Kaiser bei der nächsten Gelegenheit wieder auf dem Plan: der transzendentale Gedanke einer höheren Mission hat dem einen um den andern auf dem mittelalterlichen Cässarenthron immer wieder Spannkraft genug verliehen, der alten ungelösten Aufgabe ein neues Leben zu weihen. Es war eine große, erhabene Idee, die zu so vielen persönlichen Opfern



Heinrichs Urkunden-Monogramm. (Signumzeile.)

befähigte, — und nicht minder groß waren die Männer, die trotz aller Schwierigkeiten freudig von Arbeit zu Arbeit eilten und allen Widerwärtigkeiten sich entgegensemten, bis sie früher oder später unter der Last zusammenbrachen. Demn daran ist kein Zweifel, daß die fast übermenschliche Anspruchnahme der persönlichen Kräfte schuld daran war, wenn keiner der Recken auf dem Kaiserthron ein verhältnismäßig hohes Alter erreichte. Der große Karl war der einzige Siebenziger; aber auch er hatte, von den Strapazen seiner dreißig Kampfesjahre aufgerieben, das letzte Jahrzehnt gebränkt und an der äußeren Politik nicht mehr teilgenommen. Otto II. hatte recht, wenn er gelegentlich einer geistlichen Schenkung einmal meinte, er müsse auf diesem Wege, durch Stiftungen und fromme Gaben, sich wenigstens die ewige Ruhe sichern, „da die kaiserliche Majestät zeitlichen Frieden vor den Übelstatern doch nie finden könne“.³⁵⁾

Auch Heinrich ist ein vollgerütteltes Arbeitsmaß zuteil geworden. Heinrich II. war einer der tätigsten und rührigsten, und wenn Unverdrossenheit und guter Wille ebenso wie der äußere Erfolg für die Beurteilung maßgebend bliebe, einer der größten unserer Könige. Man braucht nicht mit allem, was seine Geschichte bietet, einverstanden zu sein; wiederholt hat er gerade in entscheidenden Momenten auseinander versagt, so beim ersten Zug nach Italien und besonders Polen gegenüber. Aber wir verstehen ihn auch in solchen Situationen von der Seite her, von der die Kirche ihn sah: es gab für ihn noch andere Gesichtspunkte als die der profanen Politik. Seine Gemütsrichtung brachte es mit sich, daß er Verwicklungen lieber auf gütlichem Wege als mit den Waffen zu beseitigen trachtete³⁶⁾, und doch wieder wußte er seinen vollen Mann zu stellen, wo es not tat: der Diakon Bebo muß den Kaiser in forgender Liebe mahnen, doch nicht immer wieder in der Not eigener Lebensgefahr sich auszusetzen.³⁷⁾ Heinrich selber kann am Ende von sich sagen, daß sein Leben von Sorgen und Nöten ausgefüllt war.³⁸⁾ Und das Schlußergebnis? Als es nach zweihundzwanzig Jahren mit ihm zum Sterben kam, war das Reich trefflich bestellt (bene compositis imperii rebus — imperio incolumi), so sagt der Geschichtschreiber von Heinrichs Nachfolger, Wipo³⁹⁾, „er starb, als er nach langer Arbeit eben die reife Frucht des Friedens hätte ernten dürfen“.

* * *

Nach dem Tode des Markgrafen Etfehard von Meissen hatte sich mit List und Gewalt in den deutschen Gebieten östlich der Elbe, in der Lausitzer (Mittel-) und Meißener Mark, ein Mann festgesetzt, der unter Otto III. als Reichsfreund gegolten hatte, — noch früher war er zinspflichtiger Vasall gewesen, — und von dem man sich feindlicher Absichten nie versehen hatte, der Polenherzog Boleslaw Chabry,

der Kühne. Als nun Heinrich im Juli 1002 in Merseburg die Anerkennung und Huldigung der Sachsen entgegennahm, erschien hier auch Boleslaw und verlangte nichts Geringeres als die Belehnung mit seinen Eroberungen; für die wichtige Stadt Meißen war er bereit, bedeutende Summen zu zahlen. Aber der König wies sein Ansinnen rundweg ab, „weil es nicht im Interesse des Reiches gelegen war.“⁴⁰⁾ Von diesem Augenblick ab war der Pole des Königs Feind. Und dann sollte ein unglücklicher Zwischenfall die Feindschaft auch gleich zum Ausbruch bringen. Als Boleslaw, übrigens vom König reich beschenkt, von Merseburg aufbrechen wollte, fand er das Burgtor versperrt und besetzt. Markgraf Heinrich vom Nordgau, der mit ihm wegreiten wollte, versuchte eine Gasse zu bahnen; aber man sah, daß es im Ernst auf den Polen abgesehen war. Es kam zu einem Zusammenstoß, bei welchem mehrere Gefolgsmänner der beiden erschlagen wurden. Nur mit Lebensgefahr gelang es den Abziehenden, den Ausgang zu erzwingen. Thietmar versichert hoch und teuer, daß der König nichts von dem Anschlag gewußt habe, aber Boleslaw war im Innersten ergrimmt: das brennende Strehla, das er auf dem Heimweg plündern ließ, sollte dem König zeigen, wie er über die Sache dachte. Und mit ihm grosszte der Nordgaugraf, nicht allein wegen dieses Überfalls; er glaubte sich vom König hintergangen, — und das war so gekommen: Markgraf Heinrich vom Nordgau, auf Schweinfurt gesessen, war ein angesehener Fürst und als Babenberger mit den Markgrafen von Österreich verwandt, also eine Persönlichkeit, die als Freund viel nützen konnte, und so hatte Herzog Heinrich sich seiner Hilfe für die Königswahl versichert dadurch, daß er ihm die Nachfolgerschaft im bayerischen Herzogtum in Aussicht stellte. Nun war der Graf in Merseburg erschienen und hatte den König an sein Versprechen erinnert. Aber Heinrich hatte ihn vertrösten müssen: er selbst war einst von den Bayern gewählt worden; der Stamm beanspruchte sein Wahlrecht, das der König achten mußte; Heinrich hatte also dem Gaugrafen wohl seine Hilfe, aber nicht direkt die Belehnung versprechen können; der Graf möge sich also bis zu gelegenerer Stunde gedulden. Aber der Schweinfurter sah darin eine beschönigte Abweisung und grosszte. Als der Pole Boleslaw nach dem Auftritt am Burgtor sich von dem Grafen verabschiedete, habe er ihn gebeten, es ihm zu wissen zu tun, wenn er ihn einmal brauchen könne, so erzählt Thietmar; der Bund der beiden galt dem König. Und nun machten sich beide daran, für den bevorstehenden Zusammenstoß sich nach Kräften zu wappnen. Der Schweinfurter gewann den Beter Markgraf Ernst von Österreich, und, wir wissen nicht, wie das kam, des Königs eigenen Bruder Brun. Boleslaw hatte seit einiger Zeit seine Hand in den



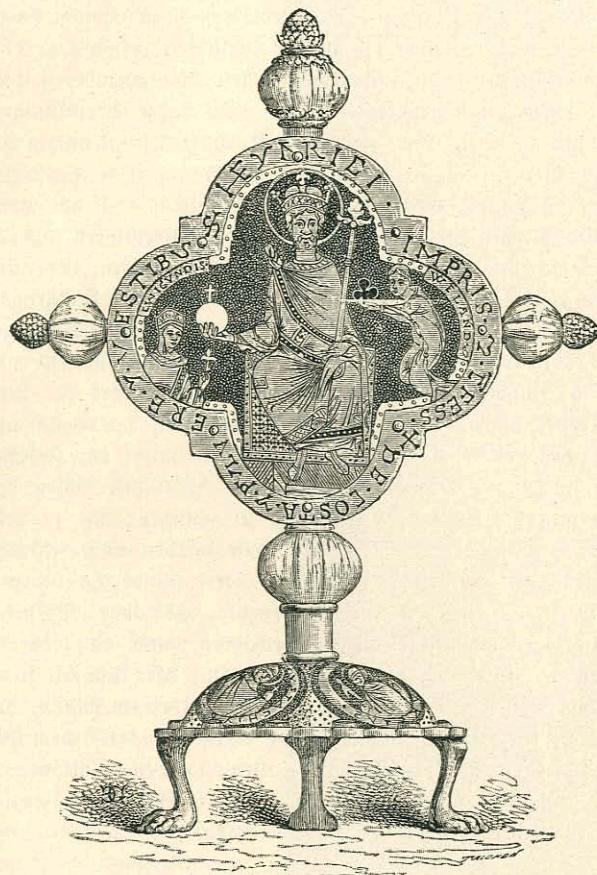
Siegel Heinrichs

inneren Verhältnissen Böhmens. Der Böhmenherzog Boleslaw Rothaar hatte gleich von Anfang an Heinrich gehuldigt; aber er war ein schwacher Mann, unbrauchbar nach außen und mißtrauisch gegen seine Umgebung, für Heinrich ein zweifelhafter Freund. Schon bald nach der Huldigung mußten seine Brüder Jaromir und Ulrich (Othelrich) wegen seiner Verfolgungen Zuflucht und Hilfe in Bayern suchen. Schließlich aber riß den Böhmen die Geduld; sie verjagten den Rothaar und riefen einen Verwandten des Polenherzogs ins Land, Wladiboy, der zugleich mit den flüchtigen Böhmenfürsten verwandt war, — und der sich als ebenso unsfährig erwies wie der Rothaar; „er konnte es nicht eine Stunde aushalten, ohne zu trinken.“⁴¹⁾ Ende 1002 mußte auch er weichen; er floh zu Heinrich nach Regensburg, — und der König belehnte ihn! Inzwischen hatte Boleslaw von Polen die Regierung an sich genommen. Die nationalgesinnten Böhmen riefen Jaromir und Ulrich zurück. Nun rückt der Pole mit bewaffneter Macht in Prag ein, zieht es indes, der Volksstimmung Rechnung tragend, zunächst vor, den Rothaar wieder zu holen, der aber der alte ist. Mit grausamer Verschlagenheit beseitigt er alles, was seinen Verdacht erregt, bis die Böhmen selber den Polen wieder rufen. Boleslaw lädt den Rothaar nach Krakau ein und läßt ihn ergreifen und blenden. Andern Tags steht er in Prag; die Böhmen rufen ihn zum Herzog aus: so ist seit März 1003 die ganze Slavenmacht im Osten in einer Hand, eine Macht, die es auf einen Waffengang mit den Deutschen recht wohl ankommen lassen durfte, — in der nämlichen Hand, die dem Nordgaugrafen Freundschaft und Hilfe angeboten hatte!

Diese eine Gefahr hätte gerade genügt, den neuen König voll und ganz zu beschäftigen, da traf die Nachricht ein, daß inzwischen auf einem anderen Boden das Deutschtum geradezu Fiasko gemacht habe, in der südlichen Reichshälfte, Italien. Otto III. hatte das Römerreich in seiner klassischen, antiken Form erneuern wollen, hatte Rom zu seiner Residenz gemacht, sich selbst als „Konsul des römischen Senates und Volkes“ gefühlt, — dafür hatte Rom ihm die Tore gewiesen und ihn an Enttäuschung sterben lassen. Und mit dem Abzug der Deutschen in jenen unseligen Januartagen 1002 war auch der letzte Halt der deutschen Herrlichkeit jenseits der Alpen geschwunden. In Rom hatte sich nach Ottos Untergang der gelehrte Papst Silvester II. der nationalen Bewegung fügen und die Weltträume aufgeben müssen; einheimische Geschlechter hatten hier die Verwaltung an sich genommen. Und in Oberitalien hatte man sich wieder darauf besonnen, daß hier die italienischen Könige zu Hause waren, die Longobarden, Friauler und Ireenen, und so hatte die alte anti-deutsche Herrenpartei im Februar gleich einen eigenen König bestellt in der Person des Markgrafen Arduin von Ivrea und ihn am 15. Februar in der alten Königstadt am Teffin krönen lassen. Arduin war ein brutaler Herr; er war einst Ottos III. Pfalzgraf für die Lombardie gewesen, aber wegen der Ermordung Bischof Peters von Vercelli abgesetzt worden; daher seine besondere Geneigtheit zur nationalen Opposition. Immerhin aber verkörperte er das einheimische Element, und so gab sich der Anhang von selbst. Nur ein paar Herren, Bischöfe vor allem, blieben deutsch gesinnt — aus Dankbarkeit gegen Heinrich oder aus Abneigung gegen Arduin. Von ihnen ging denn auch der Gedanke aus, sobald wie möglich den neuen deutschen König über die Alpen zu bringen. An eine eigene Heerfahrt hatte ja nun freilich Heinrich, wie die Dinge in der deutschen Heimat lagen, nicht denken können, aber er hatte den Beter Herzog Otto von Kärnten beauftragt, dort Ordnung zu schaffen, und Otto war von Arduin noch in den Bergen vor dem Austritt in die lombardische

Ebene im Etschtal überlistet und geschlagen worden. Es war das erstmal seit der Reichsgründung, daß Deutsche vor Italienern hatten weichen müssen; um so bedeutsamer war der Eindruck, und um so unerquicklicher die Lage für den übergenug in Anspruch genommenen König.

Aber Heinrich nahm alle diese Nachrichten mit würdiger Ruhe und Ergebung auf, erzählt Thietmar⁴²⁾, „indem er seiner Sündhaftigkeit die Schuld gab, wenn ihm



Reliquiar mit Überresten Heinrichs II.

(Domschäß Bamberg.)

Unangenehmes im Reiche zustieß“. Wie wenn nichts geschehen wäre, sandte er alsbald Boten an Boleslaw nach Prag und ließ ihm die Belehnung mit seinen Erwerbungen anbieten, wenn er dem Reiche ein getreuer Vasall sein wollte; andernfalls würde er mit bewehrter Faust über ihn kommen. Aber der Pole wies die Gesandtschaft beleidigend ab. Heinrich feierte gerade in gehobenster Stimmung, „wie sie dem hohen Feste geziemte“ (Thietmar), in Quedlinburg Ostern (28. März 1003), als er von Boleslaws Herausforderung — und gleichzeitig von der Verschwörung des Nordgaufrazen erfuhr. Auch das vermochte ihn nicht aus der Fassung zu bringen. Und

als in eben diesen Tagen Otto von Kärnten und Ernst von Österreich an den Hof kamen, war es der König, der am gelassensten über ihr Mißgeschick weglam und sie auf eine bessere Gelegenheit vertröstete; reich beschenkt sind die beiden von Quedlinburg wieder fortgeritten. Ein seltener Mann — dieser Heinrich in seiner unerschütterlichen Ruhe! Aber bei allem kalten Blut mußte man nun doch auch an Gegenmaßregeln denken, und Heinrich leitete sie in einer Weise ein, die uns den Heiligen noch größer erscheinen läßt. In den nämlichen Tagen hatten sich in Quedlinburg auch Boten der Nordslaven, der Liutizen und Redarier, beim König eingefunden. Wir wissen nicht, was sie wollten, aber ein bloßer Höflichkeitsbesuch war es offenbar nicht. Sie waren die unruhigsten und unberechenbarsten Reichsfeinde, seit Heinrich I. im Jahre 929 mit ihnen zusammengeraten war. Da faßte der König den Entschluß, den tapferen Heiden Frieden und Freundschaft unter Anerkennung ihrer religiösen Selbständigkeit zu bieten, um sie gegen den Polen auf seine Seite zu bringen, — ein Verhalten, wie es im Rahmen des christlichen Reichsgedankens unerhört war. Im Feldzug von 1005 stießen die Liutizen mit ihren Götterbildern als Bundesgenossen zum königlichen Heer, zum Schmerz Thietmars von Merseburg, der mit dabei war⁴³⁾. 1017 kam es vor, daß einer von Heinrichs Männern einen Fahnengöhen mutwillig beschädigte, und Heinrich erkannte den Liutizen zwölf Talente Sühnegeldzu.⁴⁴⁾ Der Missionseifer der Schule Adalberts, des heiligen Preußenapostels und Märtyrers, konnte den König nimmer verstehen. Brun von Quedlinburg — Bonifacius, wie er mit seinem Klosternamen hieß, ein zweiter Adalbert, der dann auch wie dieser bei den Preußen den ersehnten Tod der Blutzeugen fand (14. Februar 1008), — Brun vor allem tadelte den König, weil er den christlichen Polen bekriege, anstatt mit diesem zusammen die Heiden zu Christus zu zwingen; ja, er droht und warnt vor Schaden für des Königs Seele.⁴⁵⁾ Und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die spätere Legende von Heinrichs angstvoller Sterbestunde zu einem gut Teil auf Konto seiner unverstandenen Heidenpolitik setzen. Es war Politik bei Heinrich — dieses merkwürdige, unmittelalterliche Verfahren, und es wäre gewagt, mehr dahinter zu suchen, — und doch mutet es eigen an. Ein ähnlich freier Standpunkt begegnet nur einmal noch im klassischen Mittelalter bei einem Mann, von dem man's ebensowenig erwarten möchte, bei Papst Gregor VII., der 1076 dem Mohammedanerfürsten Emafer schrieb: „Wir müssen vor allen anderen Völkern uns gegenseitig achten und halten, die wir, wenn auch jeder in seiner Art, an einen Gott glauben und in ihm den Weltenschöpfer preisen und verehren.“⁴⁶⁾

* * *

Um Pfingsten 1003 scheint Heinrich noch Näheres über die Absichten der Verschworenen erfahren zu haben, und was er da hörte — Ernst von Österreich und sein eigener Bruder Brun waren inzwischen offen zur Opposition übergegangen, — veranlaßte ihn zu raschem Handeln. Ehe jedenfalls der Schweinfurter sich mit dem Polen vereinigen konnte, brach der König im Hochsommer in's markgräfliche Gebiet ein, und es gelang ihm, dem Aufständischen in rascher Folge ein paar empfindliche Verluste beizubringen. Die Stadt Ammertal bei Amberg und das feste Kreuzen am Roten Main fielen nach kurzer Belagerung und wurden zerstört. In Kreuzen hatte der Markgraf Weiß und Kinder unter der Obhut seines Bruders Bucco in Sicherheit geglaubt, und so war er auf die unerwartete Kunde von der Gefahr zum Entsch

herbeigeeilt, war aber überrumpelt und geschlagen worden; dabei war Ernst von Österreich in die Gefangenschaft des Königs geraten. Markgraf Heinrich war dann nach Kronach geeilt; er sah aber, daß er sich auch hier nicht würde halten können, steckte die Burg in Brand und floh zu Boleslaw. Als der König vor Kronach erschien, war die Festung ein rauchender Trümmerhaufen. Mit der Flucht des Markgrafen war der Feldzug zu Ende. Mariä Geburt feierte Heinrich bereits wieder im Frieden in Bamberg. Nur Schweinfurt, wohin sich Graf Bucco mit der Schwägerin von Kreuzen weg geflüchtet hatte, war ungebrochen. Der König wiss. Bischof Heinrich von Würzburg und Abt Erkanbald von Fulda an, auch damit vollends aufzuräumen; es gelang; von der stolzen Burg blieb nur die Schloßkirche bestehen, da die alte Eila, des Markgrafen Mutter, erklärt hatte, sie würde sich mitverbrennen lassen, wenn man auch hierher Feuer trüge.

Der wider Erwarten rasche und gründliche Erfolg des Königs im Markgräflichen tat seine Wirkung auch darüber hinaus. Boleslaw hatte alsbald bei Ausbruch des Krieges ebenfalls zu den Waffen gegriffen und war ins Meißener Land eingefallen, scheint sich aber dann, als die Dinge in der Mark eine so schlimme Wendung nahmen, zu einem Kampf mit dem König selbst für zu schwach gehalten zu haben. Immerhin hatte er den Frieden gebrochen und ja auch dann die Flüchtlinge von Kronach aufgenommen. So entschloß sich Heinrich, unter den frischen Eindrücken der jüngsten Ereignisse sich alsbald auch hieher zu wenden. Mitte Februar 1004, sobald die Jahreszeit an eine Slavenfahrt denken ließ, überschritt er die Elbe. Ehe aber ein Zusammenstoß erfolgte, trat Tauwetter ein und zwang die Deutschen zu eiliger Umkehr. In Merseburg wollte Heinrich eine günstigere Zeit abwarten, aber die Rebellen hatten genug: Brun war, so meldete man dem König, nach Ungarn zur Schwester Gisela



Borderseite der Einbanddecke des sog. Gebetbuches des Kaisers Heinrich II., den hl. Paulus darstellend.
(Bibliothek, Bamberg.)

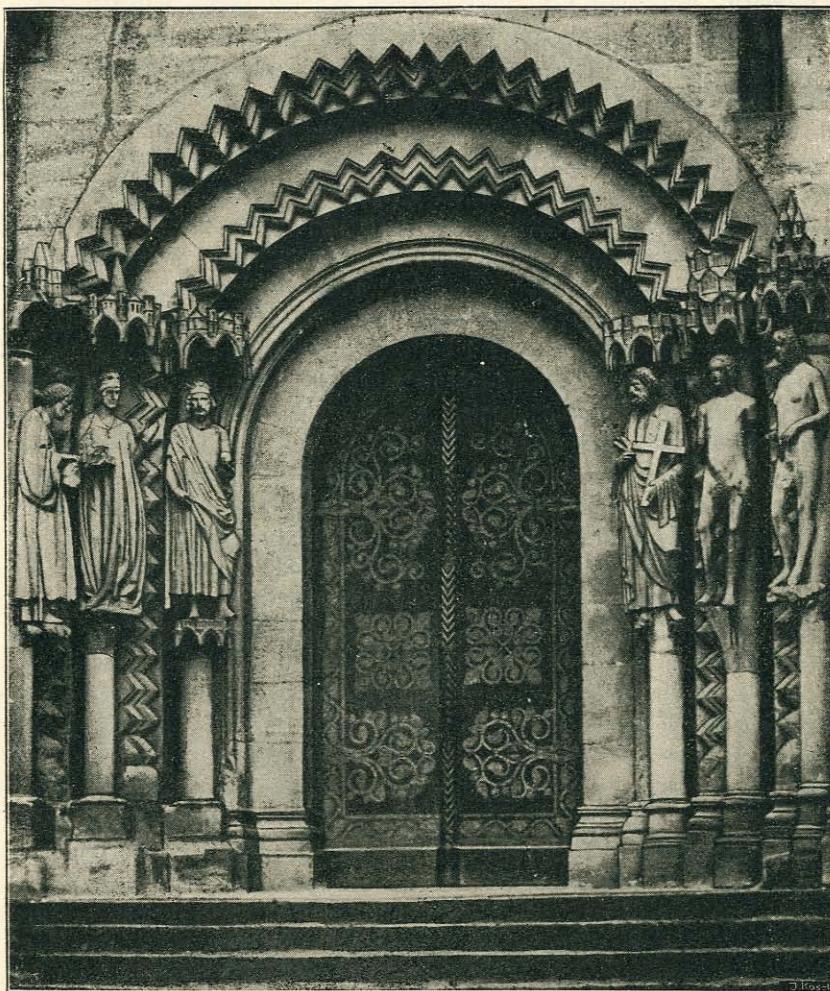
gegangen, um ihre und König Stephans Vermittlung anzurufen, und Markgraf Heinrich war in Neute über seinen Frevel zur Sühne bereit. Er erschien mit königlicher Erlaubnis in Merseburg und erhielt die erbetene Verzeihung und auf die Fürsprache Erzbischof Taginos von Magdeburg und Herzog Bernhards sogar seine Eigengüter wieder. Nach einer kurzen Haft auf dem Gibichenstein fand er des Königs volle Gnade wieder und hat seinem Herrn für die Folge auch ritterliche Treue gehalten. Etliche Wochen später stellte sich in Thingau bei Kempten auch Brun dem König, und Heinrich nahm den Reuigen mit Freuden auf. Der Letzte der Hochverräter, Ernst von Österreich, befand sich in den Händen des Königs. Heinrich hatte ihn nach dem Zusammenstoß vor Kreuzen vor ein Fürstengericht gestellt, das ihn zum Tode verurteilte. Willigis von Mainz hatte indessen Fürsprache für ihn eingelegt, und so hatte der König das Urteil in eine Geldbuße umgewandelt. Jetzt, da die erst so drohende Gefahr zum Guten ausgeschlagen hatte, mochte Heinrich auch ihm nicht länger zürnen, und auch Ernst wußte ihm künftig Dank für die neue Huld durch unverbrüchliche Treue.

Die innere Gefahr war damit beschworen, und auch auf Boleslaw blieb der Umschlag in der Stimmung der Freunde nicht ohne Eindruck; er hielt sich wenigstens mehr als bisher zurück. So konnte der König daran denken, nun auch gleich die italienische Scharte auszuweichen. Schon Weihnachten 1003 hatte sich in Pöhlde wieder eine Gesandtschaft mit Geschenken bei ihm eingefunden. Wir erfahren nichts über den Zweck der Reise, aber der Bischof von Verona und seine Begleiter konnten, wie die Dinge lagen, kaum etwas anderes wollen als Heinrichs Hilfe gegen Arduin. Kurz darauf hatte dann Heinrich von Merseburg aus nach jenem verunglückten Slavenzug auf die Haftzeit für die Fahrt nach dem Süden zu rüsten befohlen. Am 21. März finden wir den König in Regensburg auf einem bayerischen Hoftag: das Herzogtum brauchte einen neuen Herrn, ehe das Reichshaupt außer Lands zog, und Heinrich bestellte hiefür mit Zustimmung aller Anwesenden seinen Schwager Graf Heinrich; der andere Heinrich, der vom Nordgau, hatte ja seine Anwartschaft durch die Rebellion verscherzt. Es war ein neuer bedeutsamer Erfolg des Königs; namentlich für die italienische Politik war es vom größten Wert, daß einziges Pfälzland — denn damals gab es noch keine Gotthardstraße, und der Splügen bot große Schwierigkeiten; der verhältnismäßig bequemste Alpenübergang von Deutschland aus führte vom Inntal über den Brenner, — in vertrauten Händen zu wissen.

In Augsburg hatten inzwischen die Aufgebote sich gesammelt, Franken, Schwaben, Lothringer und Bayern; die Sachsen blieben zur Hut der Slavengrenze daheim. Bischofher hatte Kunigunde den Gemahl begleitet; sie kehrte nach Magdeburg zu Erzbischof Tagino zurück. Um den 25. März wurde aufgebrochen über Kempten — hier in der Nähe, bei Thingau, war es, wo Brun sich unterwarf —, die Iller entlang zum oberen Lech, von da ins Inntal, den Inn hinunter nach Innsbruck und dann über die Berge ins Eisack- und Etschtal. Am 10. April, Montag in der Karwoche, urkundet Heinrich bereits in Trient.

Arduin blieb vom Nahen des Königs natürlich nicht ohne Kunde, und da die Deutschen den gleichen Weg kamen wie im vorigen Jahr, so dachte er auch die Abwehr in der gleichen Weise zu organisieren. Seine besten Leute legte er in die Klausen; er selbst lagerte vor Verona, da, wo das Etschtal in die lombardische Ebene hinaus mündet. Aber man war diesmal im deutschen Heere vorsichtiger, und als

man durch Kundschafter von der Sachlage erfuhr, ging ein Teil zurück, hinter Rovereto ostwärts über die Berge, und gelangte so den Italienern von Vicenza her in die Flanken. Dadurch wurde Arduins Stellung unhaltbar; er verzichtete auf einen Entscheidungskampf und gab den Deutschen den Weg frei. Und als nun nach Ostern



Haas, Bamberg, phot.

Das südöstliche Portal des Doms zu Bamberg.

(Die dritte Figur von links ist Kaiser Heinrich II.)

Heinrich von Verona aus nach der westlichen Lombardie vordrang, dachte von Arduins Freunden keiner an Widerstand. So erreichte der „echte König Italiens“ umhuldigt und umjubelt Pavia, von wo einst das Königtum der Ostgoten und der Longobarden Italien beherrscht hatte, und hier ließ Heinrich am 15. Mai unter allgemeinem Jubel in der Kirche des hl. Michael sich die longobardische Königskrone aufs Haupt setzen. Aber bei manchem der vornehmen Festgäste hat das laute „Heil dem König!“ nur den

Ingrimm über den Schicksalswechsel verdecken müssen; es gab in Italien Nationale, Deutschfeinde jederzeit genug, die jede Gelegenheit zur Reaktion mit Wonne begrüßten. So großartig der christliche Reichsgedanke war, der ja gerade auf der Verbindung Italiens mit Deutschland, des Papstes und Kaisers beruhte, das Nationalitätsbewußtsein und den Nationalitätsunterschied hat auch diese weltbewegende Idee nicht auszugleichen und auszutilgen vermocht. Es gehört zum Zämmertlichsten aus der ganzen mittelalterlichen Geschichte, immer und immer wieder zu sehen und zu hören, wie die Italiener unsern Kaisern zu jubeln und im nämlichen Augenblick beim geringfügigsten Anlaß Händel im größten Stil inszenieren, und wie sie regelmäßig geschlagen werden und eine Lehre bekommen, die sie für andere Fälle vorsichtig machen müssen Aber gerade, daß dieser wilde Freiheitstrieb sie immer wieder zur gleichen Unvorsichtigkeit verleitete, ist Beweis, daß bei allem Jubel eben die Herzen nie für die Fremden schlugen, daß man die Verbindung mit den Deutschen fürchtete und sie am liebsten gesprengt hätte. Es lagerte stets eine gespannte Atmosphäre über den Mauern, welche Italiener und Deutsche gleichzeitig umschlossen; jedes Fünkchen konnte zur Explosion führen. So auch jetzt. Noch am Abend des Krönungstages kam es zu einem Streit zwischen trunkenen Leuten von beiden Seiten; die hinzukommenden Landsleute nahmen Partei; nationale Wurführer rissen die Bürgerschaft unter die Waffen: so kamen die gereizten Pavesen lärmend vor die Königsstadt. Heinrich suchte zu begütigen; das Hauptkontingent der Deutschen lag außerhalb der Stadt, und die Leibwache hatte sich zum Teil in der Stadt zerstreut. Aber der Lärm verschlang die Worte. Erzbischof Heribert von Köln will den Auflauf vom Fenster aus beschwichtigen, wird aber mit Steinwürfen und Pfeilen zurückgetrieben. Endlich vermögen sich die zerstreuten Deutschen zu sammeln und sich eine Gasse durch die Menge zur Pfalz zu bahnen, wo sie zur Deckung des Königs Aufstellung nehmen. Dieser Anblick aber erbittert die Menge noch mehr; die einbrechende Nacht macht die Situation noch gefährlicher. Da gelingt es, das Lager vor der Stadt zu alarmieren. Die Deutschen kommen über die unbewachten Mauern und öffnen die Tore: es entspinnt sich ein furchtbarer nächtlicher Strafkampf; bald machen brennende Häuser die Szenerie noch schauerlicher. Die Bevölkerung wird in die Wohnungen gedrängt, und als nun von den Fenstern und Dächern herunter der Kampf mit Steinen und Pfeilen fortgesetzt wird, schleudern die erbitterten Fremden Feuer in die Häuser. Die flüchtige Einwohnerchaft wirft sich nun erst recht auf die Eindringlinge zum Vernichtungskampf, — bis Heinrich, erschüttert von dem entsetzlichen Anblick, den die Straßen boten, Befehl zur Einstellung von Kampf und Plünderung gab. Der König verließ die Stadt noch in der Nacht und begab sich ins nahe Kloster St. Peter. Mit Tagesgrauen erschien hier eine Abordnung der Pavesen vor ihm und bat für die Stadt um Gnade, und Heinrich gewährte sie tiefergriffen; — „es ist freilich leicht, zu verzeihen, wo die Sühne schon die Schuld überschritten hat“, sagt dazu Adalbold von Utrecht. So unschuldig Heinrich persönlich war, die Schrecken des brennenden Pavia haben sich mit seinem Namen verknüpft und sein Andenken im nationalen Italien verhaftet gemacht. Zwar haben die Flammen der sinkenden Königsstadt für den Augenblick weithin alle Aufstandsgeiste erstickt und die Lombardei zur Huldigung und zum Treueid ins königliche Lager gezwungen, aber so hatte es Heinrich denn doch nicht gewollt. Der italienische Aufenthalt war ihm verleidet. Noch ein kurzer Besuch beim hl. Ambrosius in Mailand, dann erklärte er heimkehren zu wollen. Die Freunde, die ihn gerufen hatten, waren

enttäuscht; noch war ja Arduin, der in seinen heimischen Bergen an der Dora Baltea saß, kein Haar gekrümmt; aber der König versprach, bald wiederzukommen; nur für diesmal fort — mit solchen Eindrücken aus dieser Umgebung! Anfangs Juni stand er wieder in der Nähe von Como, am 17. finden wir ihn von den vornehmen Alemannen umgeben in Zürich; der Rückweg hat ihn also über den Splügen geführt.

In Schwaben war manches zu ordnen; denn hier hatte der Tod Herzog Hermanns (4. Mai 1003) einen Knaben, des Heimgegangenen gleichnamigen Sohn, an die Spitze der Verwaltung gestellt, und das schwache Regiment hatte zu mancherlei Missständen geführt. In Zürich nun mußten die Schwaben Frieden schwören und aller Räuberei entfagen. Dann wandte sich der König über Straßburg und Mainz nach Sachsen. Am 20. Juli urkundet er wieder mitten in Sachsen in Ohsen bei Hameln. Da eröffnete er seiner Umgebung den fertigen Plan, mit den Sachsen diesen Sommer noch gegen Boleslaw von Polen zu ziehen; niemand hatte für dieses Jahr mehr daran gedacht; Heinrich hatte nichts verlauten lassen, um es zu verhüten, daß der Feind vorzeitig gewarnt werde. Bis Mitte August sollte der Heerbaum sich sammeln. Mit dem festgesetzten Tag wurde von Merseburg aufgebrochen. Bei Voruz unterhalb Meißen wurden Schiffe zusammengezogen, als sollte hier der Übergang über die Elbe bewerkstelligt werden zum unmittelbaren Angriff auf Polen. Regengüsse hielten die Bewegungen zunächst noch auf, — dann wandte sich Heinrich plötzlich in raschem Marsch von der Elbe weg direkt nach Süden und brach durch's Erzgebirge in Böhmen ein, um Boleslaws Stellung hier zu erschüttern. Nach kurzen Grenzkämpfen vermochte der König Fuß zu fassen, um so leichter, als er jetzt mitten unter Böhmen den in seinem Gefolge befindlichen Prinzen Jaromir gegen den Kurfürst ausspielen konnte. Die Kunde von der Heimkehr des angestammten Fürsten verfing denn auch: der Deutsche galt als der Verfechter der legitimen Dynastie. Allenthalben erhoben sich die Bauern gegen die polnischen Besitzungen. Da hieß es auch noch, Boleslaw sei gestorben; das gab auch für die Säumigen vollends den Ausschlag. Jaromir eilte mit tüchtigen deutschen Truppen und seinem böhmischen Anhang nach Prag. Die Nachricht von Boleslaws Tod war zwar falsch gewesen, aber der Pole hatte sich so sicher gefühlt, daß er vollständig überrumpelt wurde; er hatte erst gar nicht an einen ernsten Angriff glauben wollen; als ein Kaplan über Tisch ihm die Kunde vom Nahen der Deutschen brachte, meinte er, es gehe wohl nicht so schnell; „und wenn sie wie die Frösche kröchen, sie müßten ja schon da sein!“ Und als er jetzt angesichts der Gefahr Prag zum Widerstand rief, mußte er hören, daß die Stadt dem Aufstand sich angeschlossen hatte. Da war er einer unter den ersten, die heimlich die Stadt verließen und sich nach Polen in Sicherheit brachten. Darauf wird Jaromir als Herzog ausgerufen, der nun seinerseits Böhmen von dem mit Jubel in Prag aufgenommenen deutschen König zu Lehen nimmt.

Eine ansprechende Episode, die wir als schönes Zeugnis herzlichen Einverständnisses zwischen Heinrich und seinen Bischöfen nicht gerne missen möchten, wird uns aus diesen Prager Festtagen von Thietmar⁴⁷⁾ erzählt: Am Feste der Geburt der seligsten Jungfrau hielt Bischof Gottschalk von Freising die Festpredigt, und er sprach da von dem doppelten Bunde, das die Menschheit zusammenhalte, dem Gehorsam gegen Gott und der Ehrfurcht vor der Obrigkeit, und dann wandte er sich an den König und ermahnte ihn, zu bedenken, daß auch seine Ehren und sein Glück vom ersten Lebenstage an bis auf diese Stunde Gottes Gnadengeschenk, nicht eigenes Verdienst seien, wie es

darum aber auch seine Pflicht sei, seinerseits Gnade und Erbarmung zu üben, wo der Himmel ihm Gelegenheit gebe; „und so beschwöre ich dich, teuerster Herr, bei dem Namen und der Liebe dessen, der seinem Schuldner 10 000 Talente schenkte, erbarme dich des einstigen Markgrafen Heinrich, jetzt, wie ich hoffe, eines aufrichtigen Büßers; löse seine Bände und nimm ihn in deine Gunst wieder auf, damit du aus um so freierer Brust heute beten kannst: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsren Schuldigern!“ Und der König gelobte es, zu Tränen gerührt, und hielt Wort.

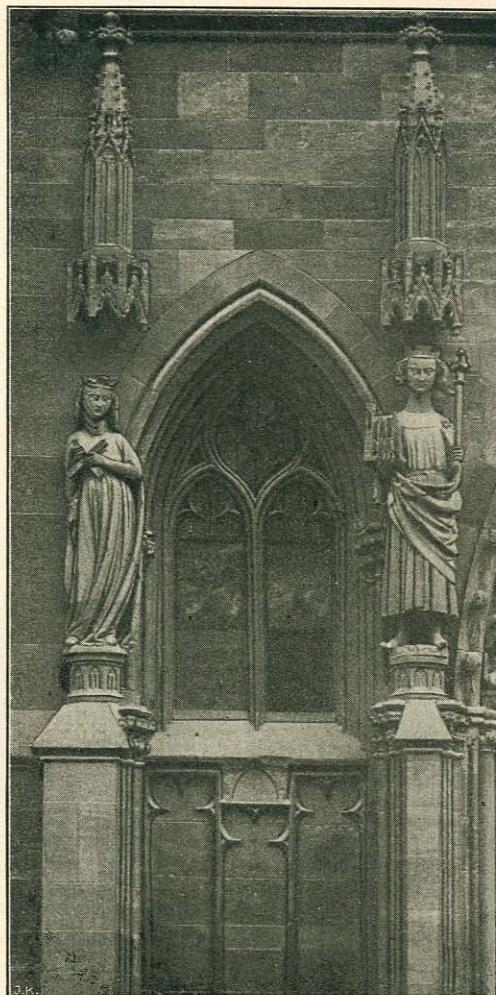
Der Böhmenzug war glänzend verlaufen; es war nur möglich gewesen, sagt Thietmar⁴⁸⁾, weil Heinrichs vom Himmel stammende Güte gegen den großsprecherischen Übermut Boleslaws im Felde stand. Und nun — man war ja erst in der Mitte des September, — entschloß sich Heinrich zum Angriff auf Polen selbst. Die Bayern wurden nach Hause entlassen; mit den andern, Sachsen und Böhmen, drang der König von Prag aus in die Oberlausitz ein und erreichte unter großen Terrainschwierigkeiten Ende des Monats Bautzen. Die Stadt mußte belagert werden; schließlich sandte Boleslaw selbst seiner Besatzung die Weisung, gegen freien Abzug zu kapitulieren. Bautzen wurde von den Deutschen besetzt und dem Markgrafen Hermann, Ekkards Sohn, anvertraut. Damit war wenigstens einmal eine sichere Grenzhut zur Beobachtung Boleslaws geschaffen und so der nächste Zweck der Herbstfahrt erreicht. Befriedigt konnte der König die Seinen nach der Heimat zurückführen; seit 19. Oktober weilt er zur verdienten Rast in Magdeburg.

Heinrich war in unternehmendster Stimmung. Nach den Ereignissen von 1004 schien es nur noch einmal eines energischen Vorstoßes zu bedürfen, um Boleslaw vollends zu werfen. So begannen mit dem Frühjahr 1005 die Rüstungen von neuem, in großem Umfang; Bayern und Böhmen wurden neben den Sachsen entboten; im August sollte aufgebrochen werden. Unterdessen hatte Heinrich im Westen, im holländisch-friesischen Niederland, zu tun: die Friesen hatten seinen Schwager Arnulf, Burggraf von Gent, wahrscheinlich auf einem Streifzug erschlagen. Es handelte sich hier um die Oberherrschaft des Reiches gegenüber den Unabhängigkeitsbestrebungen der Grenzgebiete. Das war nun freilich schon zehn Jahre her, daß Arnulf getötet ward; seitdem aber war es unter Otto III. immer schlimmer geworden, und nun also benützte Heinrich die erste Gelegenheit, den Friesen die Reichsrechte in Erinnerung zu bringen. Die Tatsache des Friesenzuges steht fest, über Verlauf und Erfolg aber erfahren wir fast nichts. Thietmar⁴⁹⁾ erzählt, daß der König die Friesen von weiteren Angriffen abgehalten und sie zu einer Genugtuung für die Schwägerin Liutgard gezwungen habe.

Über dem war es Sommer geworden und Heinrich mußte trachten, für den Polenzug zu dem in Leizkau bei Magdeburg sich sammelnden Aufgebot zu kommen. Auf 16. August war der Heerbann beschieden, und nun begann gleich nach der Ankunft des Königs der Ausmarsch. In bester Verfassung kam man über den Fläming; dann aber, weiter nach Osten, brauchte man fremde Führung; aufgegriffene Bauern machten die Wegweiser; es waren von Boleslaw bestochene Slaven, die dem Heer geflissentlich in die Hände gelaufen waren; sie führten die Deutschen und Böhmen mit einer kleinen Nordschwenkung in die unwegsamen Spreeümpfe. Am 6. oder 7. September kam es an der Spree zu einem Gefecht, das für die Deutschen gut ausfiel, aber viele Opfer kostete. Nun konnte die Spree überschritten werden. Drüben stießen die vom Norden kommenden Liutizen zum König. Zusammen über-

schritt man die Neiße und zog die Oder hinauf, bis man auf Boleslaw stieß: auf der rechten Seite des Bober hatte er ein Lager geschlagen und den Feind erwartet. Acht Tage versuchten die Deutschen vergebens, über den Fluß zu kommen; da gelingt es, 6000 Mann durch eine Furt weiter oben heimlich hinüberzubringen, und als Boleslaw davon hörte, zog er sich ohne Kampf zurück. Nun stand Polen offen: Ende September erreichte Heinrich Posen. Da sich auch hier kein Feind stellte, fühlte man sich sicher; die Truppen zerstreuten sich auf der Suche nach Lebensmitteln; da brachen eines Tages die Polen aus einem Hinterhalt und vernichteten eine größere Streifsschar. Für die Gesamtlage war dieser feindliche Erfolg freilich ohne Bedeutung, aber immerhin eröffnete die bisherige Kampfesweise für den Herbst und Winter keine guten Aussichten. Auf der andern Seite wagte Boleslaw einen Entscheidungskampf nicht; Land und Volk war so den Plünderern preisgegeben. Da entschloß sich der Pole zur Nachgiebigkeit: er machte dem König annehmbare Friedensvorschläge. Heinrich sandte den Erzbischof Tagino nach Posen zum Herzog; man verständigte sich auf der Grundlage beiderseitigen Entgegenkommens: Boleslaw verzichtete auf Böhmen und erkannte die Reichshoheit über Polen; dafür beließ ihm das Reich seine Selbständigkeit als Herzog und sah von der früheren Tributforderung ab: es war wahrlich vorerst des Erreichten genug; noch nie war ein deutsches Heer so weit gen Osten vorgedrungen, und wenn der König den Polen auch nicht niedergeworfen hat, so war es doch der Feind, der den Frieden suchte.

Man war freilich nicht überall befriedigt von dem Ausgang: Böhmen namentlich war durch den Friedensschluß nicht genügend sichergestellt und fürchtete trotz des Boleslawischen Verzichtes eine Wiederholung der Poleninvasion. Ähnlich die Liutizen, die mit der Nache des mit ihrer Hilfe gedemütigten Nachbars rechnen mußten. Und dann hat auch daheim der heilige Übereifer derer, die den Feldzug nur aus der Ferne mitangesehen hatten und zwischen dem Wünschenswerten und Erreichbaren nicht wohl zu



Kaiser Heinrich II. an der Fassade des Basler Doms.

unterscheiden vermochten, sein Genügen bei Heinrichs Erfolgen nicht gefunden: zuerst hatte der König mit den heidnischen Liutizen Freundschaft geschlossen, und nun versagte er durch den Verzicht auf Eroberungen im Osten der dortigen Mission seine Hilfe. Es war etwas daran, wie sich alsbald zeigen sollte. Boleslaw hatte Frieden geschlossen, weil er eben nur auf diese Weise die Deutschen vom Hals bekam. Aber die Schwierigkeiten, auf die sein Versuch in Polen gestoßen war, hatten andererseits Heinrich zur besseren Einsicht gebracht: die Wiederherstellung der vollen Oberherrschaft des Reiches, wie sie bis zu Ottos III. Besuch in Polen (Frühjahr 1000) bestanden hatte, erforderte die gesamte Kraft und Zeit des Königs, und was wurde gewonnen? Ein Missionsfeld. Und mittlerweile ging der deutsche Einfluß im Westen zurück und entbehrten die heimischen Verhältnisse das, was er ins Ungewisse hinaus an den Osten verschwendete! Nur der Missionsgedanke hätte einen Heinrich zur Verfolgung der Polenpolitik im Sinne der Tadler bestimmen können; daß er nicht darauf einging, zeigt, daß der Heilige — deutscher König war! Er hat sich in dem Polen nun freilich getäuscht, aber so, wie der Friedensschluß lautete, hat er sich ruhig von ihm abwenden dürfen.

Den Winter 1005/6 verbrachte Heinrich da und dort in Sachsen, zum erstenmal in leidlicher Ruhe ohne direkte außenpolitische Sorgen, — und nun erfahren wir auch gleich, in welcher Richtung er selbst seine Hauptaufgabe erblickte: im Juli 1006 erfolgte bereits der erste bindende Schritt zur Angliederung Burgunds an das Reich im ausgesprochenen Gegensatz gegen das westliche Reich durch die Übernahme Basels in den Reichsverband. Das Königreich Burgund hatte sich seit der Auflösung des großen Karolingerreiches unter den Welsen, die bislang (Januar 888) Stift und Grafschaft St. Moritz innegehabt hatten, zu einem großen, zwar innerlich wenig gefestigten, aber durch seine Lage und seine Kultur für das Ost- und Westreich gleich wichtigen selbständigen Staate entwickelt. Um die Wende des zehnten zum elften Jahrhundert lagen hier bei der Unfähigkeit Konrads III. und dann (seit 993) Rudolfs III. den eigenen aufftrebenden Vasallen gegenüber die Verhältnisse so, daß die nächste Zukunft den Bankrott des Königtums bringen konnte; es war nur fraglich, ob dabei der deutsche oder der französische Einfluß durchdringen und das Feld behaupten würde. Zunächst standen die Aussichten für den letzteren günstiger. Der mächtigste Herr in Burgund, der den armen König völlig in den Schatten stellte, stand dem französischen Königshaus nahe, Otto Wilhelm, Stief- und Adoptivsohn Herzog Heinrichs, des Bruders von Hugo Kapet, der 987 die Karolinger auf dem Königsthron in Paris abgelöst hatte. Und wenn man diese Beziehung nicht allzu hoch ansslagen will, Otto Wilhelm war — obgleich Italiener (er war der Sohn Adalberts von Ivrea, der im Dezember 950 mit seinem Vater Berengar zum König von Italien gekrönt worden war, und der Burgunderin Gerberge) — mit allen Fasern mit dem Franzosentum verwachsen: seine Frau Ermentrud war die Schwester des Bischofs von Langres; seine Töchter waren ausschließlich an Franzosen verheiratet: so kam es ganz auf's Gleiche heraus, ob der König von Frankreich oder überhaupt das Romanentum durch den mächtigen Fürsten über Burgund verfügte. Dem aber suchte unser Heinrich entgegenzuarbeiten: im Besitz von Burgund war es dem Westreich leicht, dem Deutschtum in Italien den Rang abzulaufen. Also mußte man deutscherseits die Vereinigung Burgunds mit dem Frankenreich zu verhüten suchen. Das war der große Gedanke, der den König nach der Polenfahrt vor allem

beschäftigte. Wie aber das Werk anfassen? König Rudolf hatte keine Kinder, und — er, Heinrich, war ja selbst ein Neffe Rudolfs; die Gemahlin des Zänkers, Gisela, war eine Tochter Konrads III. Also ließen sich die französischen Prätensionen durch deutsche Erbansprüche durchkreuzen. Die Verhandlungen hierüber wurden im Frühjahr 1006 eröffnet, und das Ergebnis war die Zusage des Erbes gelegentlich einer persönlichen Begegnung Heinrichs und Rudolfs in Basel Mitte Juli und zur Sicherstellung des deutschen Königs die Abtretung von Stadt und Bistum Basel seitens des Burgunders. Basel, der Bischofssitz, gehörte bisher zum burgundischen Reich; dagegen lag der Bischofssprengel größtenteils auf elsassischem, also deutschem Boden, und dieses Verhältnis mußte die äußere Grundlage für die Schenkung abgeben; die innere Bedeutung aber lag darin, daß das deutsche Reich in Basel jetzt einen vorgeschobenen Posten zur Beobachtung der burgundischen Vorgänge hatte, von dem aus der König im Notfall gleich bei der Hand sein konnte. Zur definitiven Lösung ist die Angelegenheit dann freilich unter Heinrich nicht mehr gekommen, aus dem einfachen Grunde, weil



Kaiser Heinrich II.



Kaiserin Kunigunde.

(Schlußsteine im Kreuzgang des Basler Münsters.)

Rudolf den deutschen König überlebte. Aber Heinrich hat sie von da ab nicht mehr aus dem Auge gelassen, und die Verhältnisse verschafften ihm auch wiederholt noch Gelegenheit, die Erinnerung an die Basler Zusage wach zu erhalten. 1011 verheiratete sich Rudolf zum zweitenmal, und seine Gemahlin brachte ihm zwei Söhne aus einer früheren Ehe zu, und damit Prätendenten auf eine entsprechende Ausstattung. Der schwache Mann mag sich zu gewissen Versprechungen herbeigelassen haben. Seine Basallen sahen darin eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Erwartungen. Wir vermögen die Einzelheiten nicht mehr ganz zu erkennen: Rudolf sieht sich mit einemmal in so peinlicher Lage, daß er Heinrich zu Hilfe rufen muß. Anfangs Juni 1016 treffen sie in Straßburg zusammen, und hier „wollte der Kaiser (Heinrich) einem klugen Rate folgend sich noch fester sichern, was der König ihm schon lange vorher für den Fall seines Todes eidlich versprochen hatte, und er erhielt aus den Händen seines Oheims ganz Burgund zu Lehen und die feste Versicherung, daß dort in wichtigen Dingen nichts mehr ohne seinen Rat geschehen dürfe“.⁵⁰⁾ Heinrich zieht dann sogleich die Konsequenzen aus dem neuen Verhältnis, indem er dem Otto Wilhelm

die burgundischen Lehen nimmt und sie den Stießöhnen Rudolfs überträgt. Darob kommt es in Burgund zum Krieg. Heinrich rückt selbst mit einem Heere ins Feld, kann aber dem Aufständischen nicht beikommen und muß sich mit Gebietsverheerungen begnügen. Die Lage Rudolfs war dadurch nur verschlimmert worden. Im Februar 1018 muß er den Kaiser nochmals um Hilfe angehen. In Mainz übergibt er Heinrich diesmal bereits die Throninsignien unter Erneuerung des Straßburger Vertrags. Der Kaiser hat darauf nochmals (nach Pfingsten, 25. Mai) in Burgund einzrücken müssen, wieder ohne namhaften Erfolg. Die definitive Übernahme des Burgunderreichs konnte erst nach Rudolfs Tod (6. September 1032) durch Kaiser Konrad erfolgen (Krönung in Peterlingen am 2. Februar 1033 und in Genf am 1. August 1034). Aber Heinrichs Verdienst bleibt es, die burgundische Frage in Fluß gebracht und die Reichsansprüche begründet zu haben. Damit erst war im Sinne der damaligen Diplomatie die Entwicklung des heiligen Reiches in einer Weise abgeschlossen, die nach menschlichem Ermessens den Bestand des Reichsverbandes garantierte. Jetzt war Italien der deutschen Krone sicher. Durch die Erwerbung Burgunds waren sämtliche Alpenpässe in deutschen Händen, die Möglichkeit einer Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten, einer Unterstützung der italienischen Sonderbestrebungen unmöglich gemacht. Kein Zweifel, die burgundische Politik lag einem Heinrich unendlich viel näher als die für einen König des beginnenden elften Jahrhunderts doch recht unrentable Polenfrage.

Und Heinrichs Anteil an dieser wichtigen Erwerbung gewinnt noch an Bedeutung durch die Art und Weise, wie er an der Eifersucht und dem Argwohn Frankreichs vorbeizukommen wußte: kurze Wochen vor dem Basler Aufenthalt traf er mit König Robert auf der Maas persönlich zusammen zum Abschluß eines Freundschaftsbundes, der sich zunächst zwar in einer gemeinsamen Aktion im Norden, gegen Flandern, betätigen sollte, aber natürlich auch für Heinrichs Absichten auf Burgund von Bedeutung werden mußte.

Graf Balduin von Flandern, „der Bärtige“, ein unternehmender, emporstrebender Herr, war über die Reichsgrenze, die Schelde, eingebrochen, hatte den Grenzgrafen Arnulf vertrieben und dessen Residenz Valenciennes genommen, und das durste Heinrich nicht ungestraft lassen. Auf der andern Seite war Balduin der Sohn der von König Robert verstoßenen Sufanna aus deren erster Ehe mit Graf Arnulf dem Jüngeren von Flandern und schon um dieser Beziehungen willen ein stets gereizter, gefährlicher Nachbar und Vasall: so hatte das West- und Ostreich gleiches Interesse an Balduins Demütigung, und so wurde im Juni ein gemeinsamer Feldzug für den September beschlossen. Die Heerfahrt kam zu stande; Valenciennes wurde belagert, aber es wollte nicht gelingen, die Grenzeste zurückzuerobern. Die Geschichte der Bischöfe von Cambrai⁵¹⁾ spricht von einem Verrat in Heinrichs Heer. Kurz, das Unternehmen mußte aufgegeben werden, und die Verbündeten mußten froh sein, noch leidlich ehrenhaft aus dem Handel zu kommen; damit aber war die Notwendigkeit einer neuen Flandrerfahrt gleich für's Frühjahr gegeben.

Der Winter ging über der Ordnung heimischer Angelegenheiten hin. Lange Wochen sahen den König ausschließlich in Sachsen. Dann, mit Frühjahrsbeginn, ritt er nach Bayern, das er fast drei Jahre nicht mehr besucht hatte. In Regensburg feierte er mit gewohnter Pracht das Fest der Auferstehung des Herrn (6. April 1007). „Aber weil ja selten die Sonne scheint, ohne daß wieder düstere Wolken aufziehen“,

sagt Thietmar⁵²⁾), trafen ihn hier schon wieder Nachrichten von den Liutizen und von Jaromir aus Böhmen, daß Boleslaw wieder Arges sinne, daß er sie selber durch Überredung und Bestechung zu sich hinüberziehen wolle, und daß, wenn der König seinen Frieden mit dem Polen aufrecht erhalte, es ihnen unmöglich wäre, dem Reich die schuldige Treue zu wahren. Was war da zu tun? Der Fürstenrat wollte Krieg, aber Heinrich hatte ja bereits den Zug nach Flandern in Aussicht genommen. Schließlich gab er ungern dem Drängen nach und war damit einverstanden, daß Markgraf Hermann, Boleslaws Schwiegersohn, nach Posen ging, dem Herzog die deutsche Freundschaft zu künden. Boleslaw spielte den Entrüsteten: „Weiß Gott, man will's so haben! Ich tu's nicht gern, was ich nun muß.“

Die Kriegserklärung in diesem Augenblick, ehe man gerüstet war und an einen sofortigen Einmarsch in Polen denken konnte, war verfehlt. Heinrich war ja bereits nach einer andern Seite engagiert. Die Fürsten wußten es und haben allemal von vornherein auf die persönliche Beteiligung des Königs verzichtet. Damit aber fehlte dem Unternehmen von vornherein Halt und Direktive. Es ist auch darnach ausgefallen. Boleslaw war gleich von Anfang an im Vorteil schon dadurch, daß er die Feindseligkeiten sofort nach der Kriegserklärung eröffnen konnte; er war längst in Bereitschaft, wie die Klagen der Reichsbundesgenossen ersehen ließen. Bis man allmählich in Sachsen sich sammelte, hatten denn auch Boleslaws Horden schon das Gebiet von Magdeburg verwüstet und waren über Berbst hergeschlagen und mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen wieder zurückgegangen. Nun kamen die Sachsen unter Erzbischof Tagino von Magdeburg, langsam und ohne Kampfesfreude. Als man glücklich bis Züterbog vormarschiert war, stiegen der Heeresleitung Zweifel auf, ob man sich mit den schwachen Kräften, über die man verfügte, in einen Kampf überhaupt einlassen könne, „und so kehrten wir wieder um“, sagt Thietmar, der selber mit dabei war. Das wäre unter Heinrichs Führung unmöglich gewesen. Die Folge war, daß zunächst alles, was Boleslaw in den jüngsten Tagen wieder besetzt hatte, in seinen Händen blieb, die mittlere Lausitz und ein gut Stück der Mark Meißen; und dann, daß der Pole nun noch weiter griff: wenig später war auch Bautzen mit der Oberlausitz wieder von den Feinden besetzt. Trotz der Hilfesuche der Stadt hat niemand zum Entschluß kommen wollen; schließlich mußte die deutsche Besatzung „traurig abziehen“⁵³⁾.

Inzwischen war Heinrich über Bamberg, Mainz und Aachen wieder Flandern zu gezogen. Wenn er zuletzt noch zwischen dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatz geschwankt hätte, so war die Frage für ihn endgültig gelöst, als bald nach Ostern Bischof Erwin von Cambrai an den Hof kam mit bitteren Klagen über neues Unrecht Balduins und mit der Bitte um Hilfe: wo die Kirche in Not war, durfte er sich nicht entziehen. Bei Gent wollten die Deutschen über die Schelde, fanden aber Burg und Stadt von Balduin besetzt. Der König suchte den Übergang weiter oberhalb und gelangte nun dem Grafen in den Rücken. Darauf räumte Balduin Gent, um sein Land zu decken. Zu einem Zusammenstoß im offenen Feld kam es nicht, obgleich Heinrich mehrere Wochen das Gebiet verheerte. Balduin fühlte sich dem



Siegel der juristischen
Fakultät Basel.

König nicht gewachsen und war schließlich genötigt, um Frieden zu bitten. Heinrich zog nach Aachen ab, wo alsbald (um den 20. Oktober) auch der Graf von Flandern erschien und gegen Herausgabe seiner Eroberungen Frieden erhielt. Der Cambrayer Bischofschronik zufolge wäre Balduin dem Reich gegenüber durch feierlichen Eid in ein Vasalitätsverhältnis getreten; Heinrich hat ihm demnach wohl die Burg von Gent zu Lehen gegeben. Bischof Erwin bekam als Schmerzensgeld die Grafschaft Cambray mit allen Rechten „zur Nutznießung für seine Kirche“ (Urkunde vom 22. Oktober). Damit war der Freund befriedigt und der Gegner gewonnen: solange Heinrich lebte, ist es hier unten ruhig geblieben.

Und jetzt, nach diesem glücklichen Abschluß der Flandrerfahrt, vermissen wir eine neue Tat, einen Entschluß, der sich ja bei der Rückkehr des Königs auf die Kunde von dem jämmerlichen Ausgang der Sommerexpedition aufdrängen mußte, so meinen wir, einen Nachkrieg gegen Polen. Aber merkwürdigerweise verlautet nichts davon. Die Polenpolitik war offenbar nicht nach seinem Sinn. Gleichwohl hätte Heinrich jetzt, da die Reichslehre auf dem Spiel stand, zum Schwert greifen und nicht eher ruhen sollen, bis der Pole gejüngt war. Daß es nicht geschah, obgleich ihn zunächst jedenfalls keine dringende Not im Reiche festhielt, das zeigt, daß Heinrich andere Aufgaben, die uns heute freilich hinter der Bedeutung jener wünschenswerten außenpolitischen Aktion zurückzustehen scheinen, für wichtiger hielt, daß also die Notwendigkeit, für die Kirche und für die innere Mission zu sorgen, größer gewesen sein muß, als die Zeitberichte das erkennen lassen: im Mittelpunkt dieser Tätigkeit steht die Gründung des Bistums Bamberg im November 1007. Aber davon sprechen wir noch.

Und dann, als es wieder Frühling wurde, nahmen den König Verhältnisse in Anspruch, die nun allerdings in ihrer weiteren Entwicklung eine Fahrt außer Landes nicht rätslich machten. Ende März oder anfangs April 1008 starb Erzbischof Liudolf von Trier, und das Kapitel wählte den Propst von St. Paulin bei Trier zu seinem Nachfolger, Adalbero von Lützelburg, einen Bruder der Königin. Aber das paßte dem König nicht, einmal, weil

er seine Bischöfe selbst zu ernennen gewohnt war, und dann, weil ihm offenbar auch der Schwager nicht entsprach. So bestellte Heinrich Mitte Mai den Dompropst Meginraud von Mainz zum Trierer Erzbischof, und alle Bitten und Vorstellungen der Königinde und ihrer Brüder halfen nichts. Aber Adalbero hatte sich bereits in Trier festgesetzt und war nicht mehr zum Verzicht zu bringen. Die Folge war, daß Heinrich selbst eingreifen mußte. Er legte sich mit einem Heere vor die Trierer Pfalz, um den Schwager zu erschöpfen; 16 Wochen dauerte die Belagerung, und Adalbero war nahe daran, in Heinrichs Hände zu fallen, da wußte der Bruder



Kaiser Heinrich.

Statue aus rotem Sandstein vom
Basler Rathaus.
(Histor. Museum, Basel.)

Heinrich, der Bayernherzog, die Katastrophe zu verhüten, — wie? ist nicht ganz ersichtlich; jedenfalls zog der König aus Trier ab ohne genügende Sicherheit bezüglich der Unterwerfung des Schwagers. Nach Thietmar und den Quedlinburger Annalen hat der König sich damit begnügt, den Gegner die Pfalz räumen zu sehen, und ist dann alsbald auch abgezogen. Kaum aber war er fort, kam Adalbero zurück und besetzte die Burg von neuem. Meringaud, der inzwischen in Gegenwart des Königs im Dom zu Trier geweiht worden war und im Oktober aus Rom das Pallium erhalten hatte, vermochte sich in Trier nicht zu behaupten und mußte seine Residenz in Koblenz nehmen. Der Gegen-
satz zwischen dem König und Adalbero blieb und erhielt neue Bedeutung, als im kommenden Frühjahr (1009) die andern Schwäger — Bischof Dietrich von Meß, Graf Friedrich von Lützelburg, der kühne Graf Gerhard vom Elsaß, der Gemahl der Eva von Lützelburg, „der Könige und Herzöge zu bekriegen gewohnt war“, wie Wipo in der Geschichte Konrads II. von ihm sagt⁵⁴⁾, und vor allem Heinrich von Bayern — offen für den Bruder Partei ergriffen: sie alle nahmen es dem König übel, daß er in seiner weitherzigen Fürsorge für die Kirche anlässlich der Bamberger Stiftung gemeint hatte, Gott zum Erben seiner Eigengüter machen zu müssen, da er sonst niemanden habe. Im Verlaufe des Winters erkannte der König die Notwendigkeit, die lützelburgische Verwandtschaft umschädlich zu machen. Am gefährlichsten konnte der Bayernherzog werden, wenn es ihm gelang, das Herzogtum gegen den König mobil zu machen. Vor seinem Weggang nach Lothringen zu Adalbero hatte Heinrich in der Tat den bayrischen Grafen das Gelöbnis abgewonnen, drei Jahre hindurch seine Abwesenheit nicht als Grund einer neuen Herzogs-wahl gelten lassen zu wollen. Also kam es darauf an, den schwägerlichen Plänen gegenüber die königliche Autorität auszu spielen. Anfangs Mai war großer Hoftag in Regensburg. Heinrich war mit bewaffneter Macht in Bayern eingrückt und hatte damit dem Schwager-Herzog die Rückkehr aus Lothringen abgeschnitten, und bei solcher Sachlage waren die Bayern nicht allzu fest bei ihrem Wort. „Durch Schmeicheleien und Drohungen“ gelang es dem König, die Bayern zum Absfall vom Lützelburger und damit zu seiner Absetzung zu bringen, und nun nahm der König das Land in eigene Verwaltung: Bayern war den Aufständischen verloren. Dann wandte sich der König wieder nach dem Westen, wo inzwischen namentlich der Bischof von Meß seinen Zorn herausgefordert hatte. Wir wissen nun freilich über den Verlauf dieses Zuges, der Heinrich vom Juli bis Oktober 1009 in Anspruch nahm, wenig Zusammenhängendes. Heinrich hat diesmal zum Ärgernis weiter Kreise sogar Liutizen gegen den umbotmäßigen Bischof geführt, über deren gottloses Toben und Wüten sich unsere Quellen beklagen; sogar an ein vor den Mauern von Meß gelegenes Kloster haben sich die Unholde gewagt und es



Kaiserin Kunigunde.
Statue aus rotem Sandstein vom
Basler Rathaus.
(Histor. Museum, Basel.)

vollständig zerstört, so daß der König strenges Gericht üben und die Wiederherstellung des Gotteshauses aus eigenen Mitteln geloben mußte. Viel scheint bei dem Feldzug nicht herausgekommen zu sein. Immerhin gelang es, Saarbrücken zu nehmen und damit einen geschickt gelegenen festen Punkt zu gewinnen, von dem aus Metz und Trier im Auge behalten werden konnten. Der Handel sollte dem König noch manche bittere Stunde bereiten.

So unscheinbar Heinrichs Tätigkeit und Erfolge in diesen Tagen sich darstellen, — die Monate, in denen wir augenblicklich mitten drin stehen, gehören zu den unruhigsten und aufregendsten seiner ganzen Regierung: überall Unfriede und Gärung. Wenn er nach dem Mezer Zwischenfall schon die beste Absicht hatte, den immer dreisteren Übermut des Polen nun doch noch zurückzuweisen, so war ihm das bei den augenblicklichen Verhältnissen in den Ostmarken absolut unmöglich. In der Nordmark lagen Markgraf Werner von Walbeck, ein Vetter des Geschichtschreibers Thietmar, und Graf Dodo von Wettin im Streite, in dessen Verlaufe Dodo im Juli 1009 erschlagen wurde. Erst mußten hier die Verhältnisse in Ruhe kommen, ehe man die Mark gegen Polen in Anspruch nahm. Werner wurde abgesetzt und die Nordmark dem Grafen Bernhard von Schierstadt übertragen. Völlends ungünstig für ein Unternehmen gegen Boleslaw standen die Dinge in der wichtigen Mark Meißen. Nicht nur, daß hier ebenfalls Herr gegen Herr stand, man bezichtigte hier seit langem den Markgrafen Guncelin, Ekkehards Bruder, des direkten Einvernehmens mit dem Polen gegen das Reich. Solange er in Meißen gebot, konnte von einem ernsten Unternehmen gar nicht die Rede sein. Heinrich benützte darum die erste Gelegenheit, ihn unschädlich zu machen. Im Herbst 1009 geriet Guncelin mit seinem Neffen Hermann zusammen, demselben, der 1007 durch das verdächtige Verhalten der Meißen er sein Bauzen verloren hatte; es wurde auf beiden Seiten in der wilden Art der Zeit mit Brennen und Plündern vorgegangen, aber Heinrich maß dem Markgrafen die Hauptschuld bei und lud ihn im Frühjahr 1010 wegen Landfriedensbruch vor ein Fürstengericht. Das Gericht gab das Urteil dem König anheim und riet dem Angeklagten, sich bedingungslos zu unterwerfen: der Spruch lautete auf Absezung und Haft. Markgraf wurde zunächst provisorisch Graf Friedrich von Eilenburg und dann im Sommer der treue Hermann.

Jetzt erst konnte im Ernst wieder an den Polen gedacht werden; es war auch die höchste Zeit. Boleslaw hatte die Gelegenheit nicht versäumen wollen und noch ehe der neue Markgraf seinen Posten beziehen konnte, einen Streich gegen Meißen selbst geführt. In aller Stille kam eines Morgens eine starke Polenschar über die Elbe, so berichtet Thietmar⁵⁵⁾, „als gerade Brun, Guncelins Bruder, die Wache am Tore hatte“. Also war Verrat im Spiel. Aber da die Deutschen auf der Hut waren, konnte der Anschlag nicht gelingen, und Boleslaw, der in Bauzen den Erfolg abwartete, mußte beschämt wieder heim.

Mitte August 1010 nun endlich brach der König von Belgern aus zum Sühnekrieg auf, aber es war wieder nicht der rechte Geist, der das Unternehmen beseelte. Vom Marsche aus wurde nochmals eine Gesandtschaft vorausgeschickt — mit Friedensanträgen, — und der Pole, der darin ein Eingeständnis deutscher Schwäche sah, wies sie höhnend zurück. Und dann scheint das Unternehmen überhaupt nicht richtig vorbereitet gewesen zu sein. „Wir alle ohne Ausnahme benahmen uns in der Mark Geros, wo wir doch Freunde waren, wie Feinde und zehrten alles auf;

etliches ging durch Feuer zugrunde; und der König strafte und wehrte nicht": so Thietmar⁵⁶). Das heißt eben, es hat gleich von Anfang an an Proviant gefehlt, den man folglich in der eigenen Ostmark requirieren mußte. Und dann erkrankten der König und Erzbischof Tagino. Was wollte man tun? Am besten schien es, den König mit dem weniger brauchbaren Teil des Heeres heimzuschicken und die übrigen unter Bischof Arnulf von Halberstadt und Meinwerk von Paderborn zusammen mit Jaromir von Böhmen und einigen Grafen einen Streifzug gegen die Oder hin machen zu lassen. Von einer Sühne, einer Demütigung Boleslaws konnte unter solchen Umständen keine Rede mehr sein. Zwar hielt auch er zurück; auf offene Feldschlachten hat er sich nicht eingelassen. Damit war aber auch eine Entscheidung unmöglich; man tat sich beiderseits Abbruch so gut es ging, und nachdem man vernichtet hatte, was in den Weg kam, ging man befriedigt nach der Elbe zurück.

Heinrich erholte sich, hatte aber das nächste Jahr 1011 wieder mit inneren Angelegenheiten zu tun: die Schwäger standen trozig in Lothringen. Im Juli gelang es ihm endlich, sie wenigstens zu einem Ausgleichversuch nach Mainz zu bringen, der aber scheiterte. Der ganze Erfolg war ein Waffenstillstand, den man beiderseits beschwore. Das hielt aber die Lützelburger nicht ab, dem Bischof Heimo von Verdum und Herzog Dietrich von Oberlothringen schon auf dem Heimweg wieder aufzulauern; Heimo entkam mit einigen Leuten, der Herzog wurde gefangen und erst nach Wochen gegen Geiseln freigelassen. Heinrich hat zunächst nichts zur Sühne dieses neuen Frevels tun können. Erst im Sommer 1012 legte er sich mit einem Heere vor Meß; Bischof Dietrich hatte ihn inzwischen beim Papst verklagt. Aber Meß hielt stand, und Heinrich mußte Ende August unverrichteter Sache wieder abziehen. Eine Synode in Koblenz im November 1012 saß darauf über den Rebellen zu Gericht, und nun sandte Dietrich Boten mit der Bitte um Frieden und Verzeihung. Heinrich gewährte sie nicht sogleich und forderte den Schwager persönlich vor sich nach Mainz, wo es dann auch endlich zur Verföhnung kam. Dagegen stand der frühere Bayernherzog noch mehrere Jahre neben draußen, bis Heinrich im November 1017 auch ihn wieder in Gnaden aufnahm und ihm Bayern zurückgab.

Auch der Polenzug von 1010 hatte an den beiderseitigen Machtverhältnissen nichts geändert, und doch war der Zustand, wie er sich allmählich herausgestaltet hatte, auf die Dauer unerträglich; diese ständige Gereiztheit und Unsicherheit hemmte jede gesunde Entwicklung der Marken. Dem mußte ein Ende gemacht werden. So begannen mit Frühjahr 1012 neue Rüstungen, und als Grundvoraussetzung verlangte der König im Januar in Merseburg von den sächsischen Großen die Abschwörung aller Fehden und Feindseligkeiten auf fünf Jahre. Dann ging man daran, ein seit achtzig Jahren in Trümmer gesunkenes Festungswerk an der Schwarzen Elster, Lübusua, wieder herzustellen; von hier aus sollte im Sommer mit größeren Massen operiert werden. Aber als es nun darauf ankam, Ernst zu machen, sah sich Heinrich mit einem Male wieder im Westen in Anspruch genommen: eben war Bischof Erlvin von Cambray gestorben, und den Augenblick hatte ein Herr Walter, der bisher unter dem Bischof lehenweise die Grafenrechte verwaltet hatte, benutzt, den Komitat an sich zu reißen, so daß der vom König neu bestellte Bischof Gerard mit Waffengewalt auf seinen Stuhl gebracht werden mußte. Zur Ordnung dieser Angelegenheit finden wir Heinrich am Ostern in Lüttich. Walter ließ hier durch seine Vertreter dem König und dem Bischof einen Eid schwören, ihnen dienen und zu Recht stehen zu

wollen, wie die Lothringischen Ritter ihren Lehensherren schuldig seien, — aber er selbst stellte sich nicht und deswegen traute man ihm nicht recht. Und dann verharrte ja auch Dietrich von Meß im Widerstand. Angefichts dieser Sachlage entschloß sich Heinrich, selbst die Dinge im Westen im Auge zu behalten und den Polenkrieg den Seinen zu überlassen. Bei den sorgfältigeren Vorbereitungen war ja auch diesmal seine persönliche Teilnahme leichter zu umgehen. Die Hauptrolle war neben den Sachsen wieder den Böhmen zugeschrieben und der gemeinsame Plan schon entworfen: da waren die Nachrichten aus Prag die ganze Berechnung wieder über den Haufen. Am Karlsamstag 1012 hatte eine Revolution, die von Polen ausging, den Herzog Jaromir gestürzt und seinen Bruder Ulrich ans Ruder gebracht, und damit ging den Sachsen die wichtige Hilfe verloren, wenn man nicht geradezu einen neuen Feind an Böhmen bekam. Und dann starb am 9. Juni Erzbischof Tagino von Magdeburg, der bis jetzt noch fast einzige den Angriffsgedanken gegen Polen vertreten und genährt hatte. Man hatte dann in Magdeburg auf den Wunsch des Königs wie des Verstorbenen den Dompropst Walthard gewählt, der aber gerade in der Polenfrage einen anderen Standpunkt einnahm. Ob der König schon vorher davon wußte? Kaum war Walthard geweiht (22. Juni), erschien eine Gesandtschaft Boleslaws in Magdeburg, er möge nach Bützen (bei Luckau) zum Herzog kommen, um mit ihm den Frieden zu besprechen, — und man erfuhr, daß Walthard glänzend empfangen und dann reich beschenkt wieder entlassen wurde, und das hat Verdacht erregt. Die Unterredung brachte natürlich den Frieden nicht, und so sammelte sich der sächsische Heerhann wieder zum Vormarsch. Ende Juli stand das Kontingent wieder an der Elbe: da beschloß man, von einem Angriff für dieses Jahr abzusehen, bis man wußte, wie die Dinge in Böhmen gingen, und nur Verteidigungsstellen an der Grenze zu beziehen. Walthard fühlte sich unwohl und wünschte heimzukehren; ein paar Tage später ereilte ihn auf dem Gibichenstein der Tod (12. August). Und als Boleslaw von der gegnerischen Unentschiedenheit hörte, brach er aus seiner befestigten Stellung in Bützen aus und fiel unversehens über Liubusua her. Ein furchtbares Unwetter mit tagelangem Regen brachte die Flüsse über die Ufer und hinderte die Bewegungen. So blieb das Kontingent in Liubusua ohne Unterstützung und mußte dem überlegen angreifenden Polen gegenüber den kürzeren ziehen: was sich nicht ergab, wurde erschlagen (20. August).

Heinrich lag vor Meß, als die Trauerbotschaft kam, und war unabkömmlich. An seiner Stelle entbot jetzt die Königin, um einer feindlichen Invasion zu begegnen, den Heerhann an die Mulde; aber gut gemacht wurde dadurch nichts mehr. Boleslaw hütete sich, den Deutschen in die Hände zu laufen; er hatte genug damit, die feindliche Stellung besetzt und damit die Schwarze Elster als Grenze gewonnen zu haben. Und Heinrich hat, als er im September aus Lothringen zurückkam, diesen Stand der Dinge anerkannt. Die Polenpolitik war nun einmal nicht nach seinem Herzen, weil nach seiner Meinung nichts dabei herausschaute. Ihm persönlich und im Sinne der Königsgewalt war der bis zur Stunde ungelöste Mezer Handel ungleich wichtiger. Freilich Dinge, wie die letzten Fahrten sie gebracht hatten, durften sich nicht wiederholen, und er glaubte ihnen vorbeugen zu können dadurch, daß er den Polen von anderer Seite her im Schach halten ließ: er anerkannte auf einem Fürstentag in Merseburg anfangs Oktober den Usurpator Ulrich in Böhmen und erneuerte den Freundschaftsbund mit den Liutizen (Tag von Urneburg, Ende Oktober), die die



Dom zu Bamberg mit dem Marmorgrabmal des hl. Kaiserpaars.

Das Grabmal wurde ausgeführt von Tilman Riemenschneider (1468—1531).

Grenzhut im Osten übernahmen. Es war ein Notbehelf und je nachdem man's ansieht, ein recht bedenklicher, aber Heinrichs Verhalten wird verständlich, wenn wir die Anzahl von Feinden im Auge behalten, die geslissentlich darauf ausgingen, ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die Schwäger und die Sippen der abgesetzten und gemäßregelten Grafen in den Marken. Heinrich wußte wohl, was er tat: war die Einbuße an Reichsautorität im Osten nicht gering, so war der Gewinn der Königsgewalt daheim größer und wichtiger. Und bald traten Ereignisse ein, die einen Heinrich vollends froh darüber werden ließen, daß er sich die Hand frei behalten hatte.

Weihnachten 1012 sah Sachsen ein ungewohntes Schauspiel, einen Papst im ganzen papalen Gepränge bei der Festfeier mit dem König zusammen in Pöhlde, — zum erstenmal wieder seit jenem Besuch Leo's III. beim großen Karl in Paderborn im Sommer 799. Der Anlaß war ein ähnlicher wie damals. Nach Ottos III. Sturz und Tod hatten sich in Rom zwei Geschlechter in die Herrschaft geteilt beziehungsweise sich um den Vorrang gestritten, die Familie der Crescentier, die schon unter Otto II. als Führer der Nationalen gegen die deutsche Fremdherrschaft eine Rolle gespielt hatten, und die Grafen von Tusculum, einem Bergschloß auf der Höhe hinter Frascati, 15 km südöstlich von Rom. Die Macht in Rom in diesen Tagen gipfelte in dem Einfluß auf den heiligen Stuhl; folglich war es das Bestreben der beiden rivalisierenden Lager, jeweils Männer ihrer Gesinnung darauf zu bringen. Die Päpste Johannes XVII. und XVIII. (Juni bis Dezember 1003 und Dezember 1003 bis Juni 1009) waren Crescentier gewesen. Aber — sagt einmal Liudprand, der Freund Ottos d. Gr., — „die Italiener brauchen immer zwei Herrn, damit sie den einen durch den andern im Zaum halten können“.⁵⁷⁾ Sergius IV. dann (Juli 1009 bis Juni 1012) war von der andern Partei; die Crescentier waren offenbar den Römern schon zu mächtig geworden; der neue Papst war der Mann der Reaktion. Und die Tusculaner müssen die Gegner nun rasch zu überflügeln gedroht haben; denn die Crescentier versuchten alles, ihren Einfluß zurückzugewinnen, und wandten sich in ihrer Not an König Arduin und sogar an Boleslaw von Polen, der den deutschen König jenseits der Berge beschäftigen sollte; denn nichts konnten sie weniger brauchen als eine deutsche Heersfahrt; sobald der König kam, war es mit den Nationalen vorbei, da sich selbstverständlich die Tusculaner in diesem Fall alsbald ins deutsche Lager schlugen, schon aus Opposition. Dabei versäumte aber Johannes Crescentius — so hieß augenblicklich das Haupt der Familie, — nicht, den König Heinrich als seinen Herrn wiederholt seiner Ergebenheit zu versichern und ihm Geschenke zu schicken, wie z. B. von dem kostlichen Öl, das eines Tages wunderbarerweise aus einem Altar in Rom floß, — Öl, weil es als Symbol der Gnade gilt.⁵⁸⁾ Auf diese Weise sollte Heinrich sicher gemacht und sollten ihm Romfahrtsgedanken ausgeredet werden. Und die Spekulation ist zunächst auch vollständig gelungen. Da starb Johannes im Frühjahr 1012 und bald darauf auch Papst Sergius. So fehlte den Crescentiern bei der neuen Papstwahl der Mann, der noch am ehesten ein Gegengewicht gegen die Tusculaner hätte bilden können. Zwar versuchten sie, durch rasche Wahl einen Mann ihrer Faktion zu erheben, Gregor, als Papst der sechste seines Namens, aber die Tusculaner stellten ihm sofort einen Gegenkandidaten gegenüber in der Person eines Grafen von Tusculum selbst, Theophylact. Es kam zum offenen Kampf, in dem die Crescentier unterlagen. Theophylact vermochte den Gegner zu verdrängen

und sich ohne weiteren Widerspruch weihen zu lassen als Benedikt VIII. (Es war eben erst Sitte geworden, daß die Päpste bei der Thronbesteigung den Namen änderten; der erste war im Dezember 955 Johannes XII. gewesen, vorher Oktavian, Sohn des großen Beherrschers von Rom Alberich I.) Der flüchtige Gregor VI. aber wandte sich nach Deutschland zu Heinrich. Denn nun lag die Entscheidung nach Recht und Brauch bei der weltlichen Gewalt im hl. Reich, dem römisch-deutschen König, und Heinrich nahm ernst genug, um sich sogleich ungeteilt der neuen Aufgabe zuzuwenden. Wie er sich zu der Doppelwahl stellen sollte, konnte Heinrich allerdings so rasch nicht entscheiden; dazu mußte man beide Teile hören; aber der Anlaß und die Notwendigkeit eines neuen Zugs nach Italien war damit gegeben. Nun galt es freilich noch im Reiche die nötigsten Maßnahmen zu treffen, vor allem mit dem Polen in's reine zu kommen und durch einen Vertrag die Reichsgrenze für die Dauer der geplanten Heersfahrt zu sichern. Und da Boleslaw augenblicklich große Lust zeigte, mit dem Reich sein Abkommen zu treffen, so war diese Angelegenheit bald erledigt. Boleslaw hatte inzwischen im Osten seines Reiches einen neuen Gegner gefunden, der ihm gefährlicher schien, als die Deutschen, und dem er sich mit ungeteilten Kräften zuwenden wollte, in den Russen. Nach kurzen einleitenden Verhandlungen kam anfangs Februar 1013 in Magdeburg der Vertragsabschluß auf der Grundlage zustande, daß Boleslaws Sohn Miesko des Königs „Mann“ wurde und den Vasalleneid leistete. Dann war noch manches andere in Ordnung zu bringen. Von Magdeburg wollte der König nach Westen eilen, um in Meß einen Hoftag zu halten. Aber unterwegs, zu Werla, wurde er wieder von seinem Unterleibsleiden befallen, das ihn von Zeit zu Zeit auf's Lager warf, und so lag er zunächst fünf Wochen lang zu Werla krank. Aus der Meßer Tagung wurde unter solchen Umständen nichts. Pfingsten beging der



Kunigunde teilt an die Werkleute vom Stephanskirchenbau den Lohn aus.

(Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg.)

König in Merseburg, und hier erschien seit zehn Jahren zum erstenmal wieder Boleslaw vor ihm zur Huldigung, und Heinrich belehnte ihn feierlich mit den Lauenzen, also mit den Gebieten, die der Pole seit 1002 so allmählich an sich gebracht hatte. Und zum Ausdruck der neuen Freundschaft beschloß man, daß Boleslaw dem König polnische Hilfstruppen für die Heerfahrt nach Italien senden und er deutsche Hilfe gegen die Russen erhalten sollte. Heinrich hat dem Lehensmann die deutschen Truppen in unbekannter Zahl gleich mitgegeben, aber von Polen hat sich niemand sehen lassen. Doch dagegen war zunächst nichts zu machen; der Romzug ging allem andern vor.

Am 21. September 1013 brach Heinrich nach sorgfältigen Rüstungen von Merseburg auf, die Saale hinauf über den Frankenwald nach Regensburg, wo die Truppen sich sammelten: es war ein stattlicher Kreis von geistlichen und weltlichen Herren, die hier mit ihren Truppen den König erwarteten. Dann wurde die Heerfahrt angetreten, den schon begangenen Weg über den Brenner nach Verona. Weihnachten feierten die Deutschen in bester Harmonie mit den Lombarden in Pavia. Arduin hatte, sobald er von der Ankunft der Deutschen hörte, sich auf eine der Burgen des heimischen Berglands zurückgezogen, ohne auch nur den Versuch eines Widerstandes zu wagen. Mitte Januar 1014 stand Heinrich in Ravenna, umgeben vom oberitalienischen hohen Klerus: es galt nun einmal in der Papstfrage sich schlüssig zu machen. Benedikt VIII. hatte die Deutschen hier erwartet. Heinrich bevollmächtigte den Bischof Walter von Speier zur Führung der Unterhandlungen: Benedikt war der Erwählte der siegreichen Majorität in Rom, war vor allem auch der Gegner der Nationalen: so fiel die Entscheidung trotz des Besuches Gregors VI. in Pöhlde zugunsten des Grafen von Tusculum, — aus politischen Gründen in erster Linie; denn eine andere Entscheidung hätte die Deutschen gleich von vornherein in Gegensatz zum tusculanischen Rom bringen müssen; aber die Wahl war gut: Benedikt VIII. erwies sich als den Aufgaben seiner Zeit durchaus gewachsen.



Die Feuerprobe.

Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg.

In Ravenna war zugleich auch verabredet worden, daß Benedikt dem König so bald als möglich die Kaiserkrone verleihen solle — den Stolz und Glanz langer Jahrhunderte, das Sehnen auch Heinrichs von dem Tag an, da sie ihn in Mainz zum König gesalbt hatten. Von irgend einer Seite aus war die Prophezeitung in Umlauf gekommen, Heinrich werde die Kaiserkrönung nicht erleben⁵⁹⁾; um so größer war der Jubel derer aus des Königs eigener Umgebung, die im heimlichen Glauben an die böse Märe um den geliebten Herrscher gebangt hatten, als ihn nun nur noch Augenblicke von der ersehnten Größe trennten. Auf den 14. Februar, einen Sonntag, war der Festtag angesetzt worden. Es war immerhin achtzehn Jahre seit der letzten Krönung (Ottos III. am Himmelfahrtstag 996) und zwölf, seitdem man die letzten Deutschen in der ewigen Stadt gesehen hatte: so war in der Sonntagsfrühe des 14. Februar das ganze neugierige Rom auf den Füßen. In ernstem feierlichen Zug kamen die Deutschen vom Monte Mario im Norden der Stadt, wo allemal das Heer zu lagern pflegte, herunter geritten. Am Stadttor erwartete sie Senat und Volk zur Begrüßung. Dann gings — der König von zwölf Senatoren umgeben — zur Peterskirche, wo Papst Benedikt oben auf der Terrasse vor dem Vorhof der Basilika, auf goldenem Throne sitzend, des Festzuges harzte. Langsam steigt der König mit Gemahlin — denn Kunigunde soll mit gekrönt werden — die Stufen hinan und wirft sich oben dem Statthalter Christi zu Füßen. Der Papst zieht ihn zu sich empor und umarmt ihn. Dann fragt er ihn, so wie das Herkommen es erfordert, ob er, der nunmehr bald die Kaiserkrone tragen sollte, der getreue Schirmherr der hl. Kirche und ihm, Benedikt, und seinen Nachfolgern in allem getreu sein wolle, und Heinrich gelobt es in Demut. Und darauf gibt ihm der Papst den Friedenskuss: „auch ich gebe dir Frieden, wie der Herr ihn seinen Jüngern gab“. Jetzt öffnen sich die ehernen Pforten und Papst und König betreten Hand in Hand den Vorhof bis zur „silbernen Pforte“, die in's Innere führt; hier bleibt das Königs paar im Gebet zurück. Nachdem dann Kardinäle über die beiden Gebete gesprochen haben, wird Heinrich mit dem Kaiserornat bekleidet und betritt nun St. Peter selbst. Mitten im Hauptschiff an der Rota, der in den Boden eingelassenen runden Porphyrplatte,



Die Heilung Heinrichs durch den hl. Benedikt.

Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg.

thront der Papst; hieher schreitet auch der König mit Gefolge zur „Prüfung“. Eingedenk der Mahnung des Apostels, niemanden vorschnell die Hände aufzulegen, will der Papst wissen, ob den Krönungskandidaten alle die Eigenschaften zieren, die dem Christen und vorab dem Herrscher unentbehrlich sind, Gottesfurcht und Sittenreinheit, Nüchternheit, Demut, Geduld, ein Herz für Verlassene und Elende. Und nachdem er gut befunden ward, legt der König das Glaubensbekenntnis ab. Nun folgen die eigentlichen Krönungsgebete und -Zeremonien, währenddem der Papst über dem Petersgrab das hl. Opfer beginnt, — die Salbung Heinrichs und der Kunigunde durch den Kardinal von Ostia, und dann die Überreichung der Insignien, Ring, Schwert, Krone, Szepter, unter entsprechenden Gebeten über der Rota durch Benedikt selbst, der zu diesem Zweck nach dem Kyrie den Altar verlassen hat. Und nachdem der Papst das Gloria beendet und eine für den Tag eingelegte Oration gebetet hat, stimmt der Chor ein Segenslied an: „Langes Leben unserem Herrn Benedikt, durch Gottes Gnade oberster Priester und Papst! Sieg und langes Leben unserem Herrn Heinrich, dem großen, friedfertigen, von Gott gekrönten Kaiser! Langes Leben unserer Herrin Kunigund, der erlauchten Kaiserin! Sieg und Leben dem römisch-deutschen Heere!“ Und begeistert fällt die Menge, Römer wie Deutsche, ein: so wurde Heinrich römischer Kaiser. Als persönliche Festgabe überreichte Papst Benedikt dem Neugekrönten eine goldene, mit Edelsteinen besetzte, von einem Kreuz überragte Kugel, das Symbol der Weltherrschaft, die der Kaiser unter dem Panier des Kreuzes führen möge, und Heinrich nahm sie hoherfreut an mit der Versicherung, stets im Auge behalten zu wollen, woran die sinnige Gabe ihn mahne.

Eine Synode, die sich an die Festtage anschloß, befaßte sich dann noch mit der Ordnung und Lösung von Streitfragen und Rechtsfällen: im Bewußtsein seiner neuen Pflichten wollte Heinrich nicht scheiden, ohne jederman zu seinem Recht verholfen zu haben. Schon in Ravenna hatte namentlich der Abt von Farfa (nordöstlich von Rom) Klage darüber geführt, daß seinem Kloster verschiedene Besitzungen entrissen worden seien, und man hatte dort den Handel eben auf die römische Synode vertagt, da man die Übeltäter in Rom zu suchen hatte; die Crescentier waren es, die sich am Kloster vergriffen hatten. Der Kaiser forderte von der Familie die Rückgabe des Raubes, die Crescentier verweigerten sie. Der Kaiser drohte, in der Stadt erhoben sich Gegendrohungen. Die Deutschen gerieten mit der heißblütigen Bevölkerung zusammen, — und wieder kam es wie damals in Pavia zu einem erbitterten Kampf der Nationalitäten. Vergebens versuchte der Kaiser die Waffen zur Ruhe zu bringen; erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Thietmar⁶⁰⁾ preist den Tag, „an dem Rom sich unserm gütigen König beugte“, — der Aufstand vom 21. Februar hat die ganze Lage, wie sie durch die Kaiserkrönung geschaffen worden war, wieder umgestaltet. Es ist Heinrich nicht mehr gelungen, die erregten Gemüter zu beschwichtigen, und so ist er, um neue Kollisionen zu vermeiden, bald nach dem Zusammenstoß abgezogen, und kaum war er fort, setzte die Reaktion wieder ein, obgleich Heinrich die Rädelshörer vom Aufstand gefangen mit sich über die Alpen nahm.

Benedikt VIII. hat sich zwar energisch für die wiedererstandene Reichshoheit gewehrt; er selbst stand und fiel ja mit dem Kaiser. So setzte er alles daran, dem Abt von Farfa wieder zu seinem Besitz zu verhelfen; da es sich um die Crescentier handelte, hatte der Klosterstreit für ihn prinzipielle Bedeutung. Es gelang ihm, ein

crescentisches Kastell zu erobern und die Gegner zum Frieden zu zwingen. Und unter dem Eindruck des energischen Vorgehens des Papstes gewann auch seine, die deutsche Sache wieder. Aber die Crescentier brauchten nur Zeit zur stillen Agitation: drei Jahre nach der Kaiserkrönung ist ganz Rom — und der Papst mit — wieder crescentisch; Benedikt VIII. hat — der Not gehorchnend, nicht dem eignen Trieb, wie Abt Hugo von Farfa in seiner Klageschrift an Kaiser Konrad 1026⁶¹⁾ anerkennt, Frieden machen müssen, um sein Papsttum zu retten. Ähnlich ging es in Oberitalien. Arduin war durch Heinrichs Erscheinen nur verschreckt worden, geschehen war ihm nichts. Kaum war dann der Kaiser über den Alpen wieder entschwunden, brach Arduin aus seinen Bergen hervor, um den Kampf gegen die Kaiserfreunde, die Bischöfe, neu aufzunehmen. Ein Brief, den Bischof Leo von Vercelli um 1016 an den Kaiser schrieb⁶²⁾, und mehrere Urkunden Heinrichs vom Sommer 1014, worin er den heimgesuchten Freunden Schadenerlass aus den den Rebellen abgesprochenen Eigengütern zuweist, klagen über die enthezliche Not der Kirchen infolge der Angriffe von allen Seiten. Dem den Bischöfen gegenüber stand die Gesamtheit der weltlichen Herren, die sich durch die einseitige Begünstigung der Kirchen seitens Heinrichs beeinträchtigt fühlten, — und folgerichtig galt der Kampf dem Deutschtum. Das nationale Königtum Arduins hat davon freilich nur so lange Nutzen gezogen, als man im Kampfe stand. Nach dem Siege hatten die Herren von Turin und Toscien und die Alédramiden und Otbertiner und wie sie alle hießen, keine Lust, dem ehemaligen Markgrafen von Ivrea sich unterzuordnen. Für das Kaisertum Heinrichs aber blieb diese Frage nebensächlich. Der Eindruck von Heinrichs persönlicher Anwesenheit war rasch verflogen: trotz der Huldigungen und der Treueide der meisten der Herren⁶³⁾ hat auch diesmal der Reichsgedanke über die dem Kaiser verpflichteten Bischöfe hinaus an Boden nicht gewonnen. Damit aber waren die Voraussetzungen für eine neue Fahrt nach Italien gegeben.



Kaiser Heinrich auf dem Sterbebett.

Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg.

Vorerst indessen war die Anwesenheit Heinrichs in der Heimat wieder nötiger. Boleslaw von Polen hatte seinen alten Lieblingsplan einer Zusammenfassung des gesamten Slaventums in seiner Hand unabhängig vom deutschen Reich wieder aufgenommen und den Aufenthalt des Kaisers in Italien zur Einleitung der ersten Schritte benutzt: er hatte seinen Sohn Miesko nach Prag zu Herzog Ulrich gesandt und ihm einen engen Freundschaftsbund gegen jederman und namentlich gegen den Kaiser angetragen. Der Böhme aber war schlauer gewesen und hatte eingesehen, daß der Vorschlag ja nur sein Verderben wäre, und hatte Miesko festgehalten. Davon erfuhr Heinrich nun gleich nach seiner Rückkehr im Juni. Und dann hatte es ja schon Heinrichs Verdacht erregen müssen, daß der Pole die versprochenen Mannschaften für den Römerzug nicht gestellt hatte. Vor allem also mußte man mit Boleslaw in's reine kommen. Die Umgebung des Kaisers in Merseburg anfangs November war dafür, daß der Verräter vorgeladen und ihm der Prozeß gemacht werden müsse, und sogleich ging auch eine Botschaft nach Prag, die die Auslieferung Mieskos forderte. Ostern 1015 sollte, wieder in Merseburg, der Pole sich rechtsertigen, kam aber nicht. Er hatte erst heuchlerisch seine Freude darüber geäußert, daß der Kaiser sich seines Sohnes angenommen habe, und hatte der Hoffnung Ausdruck gegeben, den Gefangenen nun bald wieder frei zu sehen; als er dann aber merkte, wie seine Sache bei Hof stand, hatte er die Maske abgelegt: er kam auch ohne die kaiserliche Gnade an's Ziel. Denn als man nun in Merseburg die Frage erörterte, was man mit Miesko anfangen solle, war die Stimmenmehrheit für seine Freilassung; „das Geld hat die bessere Einsicht gemeistert“, sagt Thietmar⁶⁴⁾, der Fürstenrat war von Boleslaw bestochen. Und als nun der Sohn frei war, band den Polen erst recht keine Rücksicht mehr: er setzte der wiederholten Aufforderung des Kaisers, sich zur Rechtsertigung zu stellen bei Verlust seiner Reichslehen, offenen Hohn entgegen: er denke nicht nur zu behalten, was sein sei, sondern noch mehr dazu zu holen.⁶⁵⁾ Darauf beschloß der Kaiser, zu den Waffen zu greifen: der übermütige Slave sollte einmal gründlich gezüchtigt werden. Mitte Juli sollte der Angriff im großen Stil erfolgen, und um den eigenen Durchzugsgebieten die Verproviantierung zu erleichtern, sollten die Truppen in drei Corps ostwärts marschieren und erst über der Oder sich vereinigen. Heinrich selbst vermochte auch mit der mittleren Armee, bestehend aus Südsachsen und Thüringern, den Oderübergang bei Kroßen zu gewinnen und den ihm gegenüberstehenden Miesko zu schlagen (3. August), wartete aber dann vergebens auf die Flügelarmeen. Heinrich von Babenberg, der Markgraf der Ostmark, hatte den Auftrag, die vereinigten Bayern und Böhmen vom Süden herbeizuführen, war aber durch einen Polenangriff auf sein eigenes Gebiet festgehalten worden; er erwehrte sich des Angriffs zwar tapfer, aber die Verbindung mit dem König war vereitelt. Die Böhmen wichen sich, als der Markgraf nicht kam, auf Bauzen, das nach hartnäckigem Kampf in Flammen aufging; aber eine direkte Unterstützung hatte der Kaiser auch daran nicht. Und ebensowenig erreichte die Nordarmee unter Herzog Bernhard von Sachsen den Kaiser; ihr trat Boleslaw an der unteren Oder selbst entgegen und wußte ihren Vormarsch durch seine alte hinterhältige Taktik aufzuhalten; ohne entscheidenden Kampf mußten die Nordsachsen und Liutizen nach Verheerung des östlichen Ufergebietes wieder umkehren. So blieb dem Kaiser nichts anderes übrig als ebenfalls zurückzugehen, ehe Boleslaw ihm den Rückzug abschnitt; er selbst führte sein Hauptkontingent mit großer Vorsicht glücklich durch die Niederlausitz zurück, aber seine

Nachhut unter Erzbischof Gero von Magdeburg und Markgraf Gero geriet in einen Hinterhalt und wurde vollständig aufgerieben (1. September 1015). Und während Heinrich in aller Ruhe bei Strehla über die Elbe ging, war eine Abteilung Polen unter Miesko über Bautzen vorgedrungen und weiter oberhalb, bei Meißen, ebenfalls über den Strom gekommen, um Meißen anzugreifen. Die Unterstadt war bereits niedergebrannt und die Burg in höchster Gefahr, als das Anschwellen der Elbe die Feinde zu raschem Abzug zwang.

Wieder hatte, so wenig Schuld Heinrich trifft, ein Polenkrieg ungünstig abgeschlossen. Wir begreifen die Erregung, die sich nach solchen Erfahrungen allmählich der patriotisch denkenden Elemente in den Marken bemächtigte, und wie sie aus Thietmars Chronik⁶⁶) spricht. Aber jetzt brauchte wieder Rudolf von Burgund die kaiserliche Hilfe, und so ging das Jahr 1016 ohne Revanche hin, so günstig nach Thietmar infolge der Verwicklungen Boleslaws mit Russland die Gelegenheit gewesen wäre. Erst im März 1017 konnte sich ein Hoftag in Goslar wieder mit Polen befassen, und erst nachdem Heinrich im Frühjahr nochmals im Westen gewesen war und tiefgehende Unruhen beschworen hatte. Dann, Mitte Juli, überschritt man zum fünftenmal

die Elbe oberhalb Magdeburg, — um alsbald wieder von Leitzkau aus mit dem Feind in Unterhandlungen zu treten, die aber wie bisher stets scheiterten. Der Krieg war unabsehbare Notwendigkeit. Heinrich dachte diesmal den Schauplatz weiter südlich nach der oberen Oder zu verlegen, da trat ihm am 9. August vor Glogau unerwartet Boleslaw entgegen und bot ganz gegen seine sonstige Taktik eine offene Schlacht an. Aber gerade dadurch wurde Heinrich stützig; er fürchtete einen Hinterhalt und hielt die Seinen zurück. Wichtiger war es, hier im Feindeland nach einem festen Stützpunkt sich umzusehen, von dem aus operiert werden und auf den man sich zurückziehen konnte. Nimptsch (östlich von Reichenbach) wurde dafür aussersehen, und der Kaiser traf auch sogleich ausreichende Maßnahmen.

Günter, Heinrich II.



Heinrichs Totengericht.
Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg.

Aber der Auftrag wurde lässig in Angriff genommen; es gelang den Polen, noch rasch eine beträchtliche Besatzung hineinzusetzen und eine Überrumpelung zu verhindern. Rümpisch liegen zu lassen, ging jetzt nicht mehr an, da man sonst den Feind in den Rücken bekam. So mußte Heinrich seine ganze Streitmacht zu einer langwierigen Belagerungsarbeit hieher werfen, die dann doch ergebnislos bleiben sollte. Ein wiederholter Sturm der Deutschen, Böhmen und Litauen wurde abgeschlagen. Als dann noch Seuchen ausbrachen und im Heer aufräumten, mußte die Belagerung aufgegeben werden. Das ganze Unternehmen war auf eine schiefe Bahn geraten. Heinrich entschloß sich notgedrungen, für diesmal wieder abzuziehen, — und nun trat Boleslaw wieder in Aktion; er hatte inzwischen in Breslau den günstigen Augenblick abgepaßt. Heinrich vermochte sich mit seinen abgematteten und kranken Leuten nur langsam über das Eulengebirge nach Böhmen zu bewegen, und so boten sich den schnellen und terrainfundigen polnischen Reitern Gelegenheiten genug, den kaiserlichen Rückzug zu erschweren. Und unterdessen streifte eine andere Polenschar unter Miesko vor dem Kaiser her sengend und plündernd über die Elbe, ohne daß man ihr etwas anzuhaben vermochte. Auch der fünfte Polenzug hat nichts weniger als seinen Zweck erreicht, — Heinrich hatte genug. Als jenen Streifscharen polnische Unterhändler auf dem Fuße folgten und Frieden suchten und boten, hatte er nichts dagegen, sofern nur die Bedingungen halbwegs annehmbar waren. Das heißt, Heinrich, dem die Polenpolitik in ihrer jüngsten Spannung nie recht zugesagt hatte, wollte persönlich überhaupt nichts mehr davon und überließ den Friedensschluß dem Stamme, der durch jene Politik einzig unmittelbar interessiert war, den Sachsen. Am 30. Januar 1018 ist der Friede in Bautzen zustande gekommen, — „nicht wie die Reichslehre es erfordert hätte, sondern wie es eben möglich war“, sagt Thietmar⁶⁷⁾. Wir kennen die Bedingungen nicht, aber die nächste Entwicklung zeigt Boleslaw im unangefochtenen Besitz der Lausitz; die Sachsen verzichteten auf die Behauptung des Gebiets östlich und nördlich der Schwarzen Elster, weil es sich eben nicht mehr hatte behaupten lassen. Schade, daß der langjährige Handel keine befriedigendere Lösung finden sollte. Aber die Erfahrungen der fünf Jahrten haben gezeigt, daß hier nur unter ganz gewaltigem Kräfteaufwand des Reiches zum Ziel zu kommen war, unter Opfern, die in den Augen der damaligen Generation in keinem Verhältnis zum Gewinn standen — angefichts der ununterbrochenen Verwicklungen daheim, die den König und Kaiser auf Schritt und Tritt in Anspruch nahmen. Das Moment, das heute bei der Be trachtung der Verhältnisse des Ostens im Vordergrund steht, die Nationalität, war damals noch von sehr untergeordneter Bedeutung; die ganze Zeit über finden wir Deutsche im Einverständnis mit dem Polen. Das Ausschlaggebende, daß Heinrich prinzipiell hätte bestimmen können, den Kampf mit Boleslaw und dann darüber hinaus mit dem Slaventum als solchem unter Aufbietung der letzten Kraft zu einem siegreichen Ende zu führen, wäre, um es nochmals zu betonen, der Missionsgedanke gewesen. Wenn ein Heinrich dadurch nicht beeinflußt wurde — trotz der trostlosen Nachrichten, die seit Jahren über den Niedergang des Christentums auf der ganzen Ostlinie von Nordalbingien bis zur oberen Oder einliefen⁶⁸⁾, — so folgern wir, daß eben die andern Aufgaben, die sich ihm zur Lösung boten, noch wichtiger und dringender erschienen.

Ein Hauptanliegen, das ihn nun schon zehn Jahre beschäftigte, fand Heinrich bei der Rückkehr aus Schlesien nun allerdings erledigt, die Schwäger hatten sich vollends unterworfen. Daß Dietrich von Mez nachgab, erfuhren wir bereits.

Ansfangs 1016 hatte sich dann auch Adalbero zum Verzicht auf Trier verstanden. Am 24. Dezember 1015 war sein glücklicherer Gegner Meginhard gestorben, und der Kaiser hatte die Wahl des Bamberger Dompropsts Poppo von Babenberg, eines Sohnes Markgräfes Liutpolds von der Ostmark, durchgesetzt, eines vortrefflichen Mannes, dem gegenüber Adalbero sich nicht zu behaupten vermochte. Poppo hatte dafür versprochen, beim Kaiser die Zurückgabe Bayerns an den Bruder Heinrich betreiben zu wollen, und als das gelang, war damit zugleich auch dieser wieder gewonnen. Und inzwischen war auch der letzte und gefährlichste zur Botmäßigkeit zurückgezwungen worden, Gerhard vom Elß; es war dem Herzog Gottfried von Niederlothringen am 27. August 1017 gelungen, den Grafen zu schlagen und seinen Übermut zu brechen.

Nun war es Heinrichs erste Sorge nach dem Polenkrieg, die letzte Spur des unseligen Familienhandels vollends zu verwischen: zu Alstedt in Thüringen trat gleich anfangs November auf Vorladung Heinrich vor ihn, und der Kaiser nahm ihn in Gnaden auf und verlieh ihm Bayern wieder. Dann im April 1018 stellte sich in Nimwegen auch Gerhard und fand Verzeihung. Und das Beispiel des gedemütigten Elßässers machte Eindruck auch über die unmittelbare Umgebung hinaus: zum erstenmal gelang es dem Kaiser hier in Nimwegen, die Parteien Niederlothringens um sich zu sammeln und sie seinem Friedensgebot zugänglich zu machen. Wenigstens so lange Heinrich lebte, haben fortan die alten Fehden geruht, — ein Erfolg der kaiserlichen Versöhnlichkeit und Uneigennützigkeit nicht weniger als der Gottfriedschen Waffen.

Inzwischen war dem Kaiser bereits wieder eine neue Aufgabe erwachsen: als er von Alstedt über Frankfurt den Main hinunter nach Lothringen ritt, hatte ihn in Mainz König Rudolf von Burgund erwartet, der — wieder einmal aus seinem Land getrieben, Heinrichs Hilfe erbat und dem Kaiser bei dieser Gelegenheit die burgundischen Reichsinsignien überreichte. Gleich nach der Nimweger Aussöhnung zog demnach Heinrich wieder südwärts über Worms, Straßburg und Basel. Bis zur Rhone sind die Deutschen diesmal vorgedrungen, — ohne nachhaltigen Erfolg, da Rudolf selber den Verräter spielte, wie die Einsiedler Annalen⁶⁹⁾ andeuten: das Welschtum hat sich ehrenvoll um seine Position gewehrt, und der welfische König war zu nichts nutzlos, um in diesem Ringkampf der Nationen einen ausgesprochenen Standpunkt zu wahren. Am 2. September ist Heinrich wieder in Zürich, um sich dann nochmals an die Reichsgrenze im Nordwesten zu wenden. Schon auf dem Nimweger Tag hatte sich Bischof Adalbold von Utrecht über Anmaßungen und Übergriffe des Grafen Dietrich von Holland beklagt. Dietrich war ein Sohn des einst von den Friesen erschlagenen Grafen Arnulf; das Schicksal seines Vaters mahnte ihn, gegen die tückischen Nachbarn auf der Hut zu sein, und so hatte er sich in sicherer Lage auf der durch die Merwede- und nördliche Maasmündung im Norden und Osten begrenzten Dordrechter Insel zu befestigen und seine Männer anzusiedeln begonnen; hier aber war bischöflich utrechitischer Grund und Boden. Das Nächste waren Feindseligkeiten herüber und hinüber, so daß der Kaiser einschreiten mußte. In Nimwegen hatte er darum dem Grafen die Insel zu räumen und die Befestigungen niederzulegen befohlen. Aber Dietrich hatte sich geweigert. Daraufhin war im Juli 1018 Herzog Gottfried an der Spitze des ganzen niederlothringischen Heerbanns ins Feld gerückt und hatte bereits die Strommündungen überschritten, als die

eintretende Flut den Angriff hemmte. Der Herzog gab den Befehl zum Rückzug und zur Umgehung der überschwemmten Niederungen, aber durch ein Mißverständnis kamen die Reihen in Unordnung; man glaubte sich angegriffen und verfolgt und eilte zu den Schiffen. Nun erst brachen die Feinde aus ihren Stellungen zur Verfolgung: 3000 Mann hat der Unglückstag — es war der 29. Juli — die Lothringer gekostet ungerechnet die Gefangenen, unter ihnen Herzog Gottfried selbst. Durch Verständigung mit Gottfried ist es dann auch zu einem vorläufigen Frieden gekommen, der aber erst noch der Bestätigung durch den Kaiser bedurfte. So kam Heinrich im Spätjahr noch einmal nach dem Norden. Über diesen Aufenthalt wissen wir nun freilich nicht sonderlich viel; am 26. November urkundet der Kaiser in Lüttich. Allem nach war er mit dem Friedensschluß einverstanden: Graf Dietrich blieb im Besitz der Insel, schon weil Heinrich seine Bedeutung als Grenzhüter gegen die Friesen erkannte. Der geistliche Herr von Utrecht mußte eben dann bei Gelegenheit anderweitig entschädigt werden; es geschah durch die Verleihung der Grafschaft Trenthe am 3. Januar 1024.

Glücklicher war Heinrich mit seiner Kirchenpolitik in Sachsen, wo seine Vorliebe für die Gotteshäuser ihn 1019 und 1020 zum Zusammenstoß mit dem Grafen von Werla und den Billungern führte. Mehr als das läßt sich über den Handel freilich kaum sagen, — und dabei ist es zugleich so ziemlich alles, was wir, abgesehen von etwa zwei Dutzend geistlichen Schenkungen, aus den langen Monaten vom Spätjahr 1018 bis zu den glänzenden Bamberger Tagen im April 1020 überhaupt erfahren: Thietmar ist tot. Heinrich vermochte die Auffständischen zu schlagen und zu unterwerfen und die Kirchen — es handelte sich vor allem um Münster und Bremen — bei ihrem Besitz zu erhalten. Im Februar 1020 erhob sich aus dem nämlichen Grund sogar der Herzog von Sachsen, Bernhard II., selbst, aber auch mit ihm kam der Kaiser zustreich; Erzbischof Unwan von Bremen habe im Interesse des allgemeinen Friedens dem Herzog so lange zugeschoben, bis er sich unterwarf, und Kunigunde habe den Gemahl nachsichtig gestimmt, so daß Bernhard in Amt und Besitz verblieb. Gewiß aber ist es noch ein anderer Umstand, der den Kaiser in erster Linie zu einem raschen Friedensschluß bereit finden ließ: die Kirche, der Papst bedurfte seiner; eben da Heinrich den Herzog in Schalksburg (Hausberge a. Weser) belagerte, mögen die Boten gekommen sein, die für Ostern den Besuch Benedikts VIII. anfragten, und mit dem nahenden Papst traten neue Interessen und neue Aufgaben an den Kaiser heran, die für die kleinlichen partikularistischen Fehden in der sächsischen Heimat keine Zeit mehr ließen.

Die Kaiserkrönung des 14. Februar 1014 hat die Ansprüche, die damit wieder an die alten Bestandteile des einstigen karolingischen Reiches erhoben wurden, nicht befriedigt. Wir sahen schon, daß die Kaiserbegeisterung in Rom und in Oberitalien nach kurzem Aufblitzen wieder erloschen war. In Rom hatte sich sogar der im Innersten kaiserliche Benedikt VIII. nach kurzen Jahren, nur um sich zu halten, den Crescentiern wieder in die Arme werfen müssen. Nach Unteritalien war Heinrich damals gar nicht gekommen. Gerade hier aber blieb dem Kaiserthum immer noch die zwar nicht dankbarste, aber vom großpolitischen Standpunkt aus notwendigste und heikelste Aufgabe zu lösen: hier standen die beiden Rivalen um die christliche Weltherrschaft, Ost- und Westrom, das römisch-deutsche und das griechische Kaiserthum, auf engem Boden mit den gleichen Ansprüchen und mit der gleichen Zähigkeit einander



Das hl. Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde auf dem Sarkophagdeckel
im Dom zu Bamberg.

Von Tilman Riemenschneider.

Aug in Aug gegenüber, — hier hatte zuletzt noch Otto II. Schiffbruch gelitten. Die Griechen saßen nun freilich allzufest hier unten auch nicht. Unter nomineller Oberhoheit von Byzanz waren die Fürsten und Städte in Kampanien und Apulien fast unabhängig geworden; nur in Kalabrien stand es um ihre Sache noch besser. Wollte aber das römische Reich seine Hand auf diese Gebiete legen, — und es schien doch nur eine Frage der Zeit, bis das lateinische Kaiserthum endgültig auch am Golf von Tarent und der Straße von Messina zu Haus war, — so war es natürlich, daß alle diese Faktoren an dem weniger gefährlichen Griechenkaiser wieder Halt und Schutz suchten. Vorerst indessen, solange eine Gefahr von Deutschland her nicht drohte, strebten sie eifrig, sich vollends unabhängig zu machen. Am 9. Mai 1009 hatte sich Apulien unter der Führung zweier edler Bürger von Bari, Melus und Dattus, erhoben und die Griechen verjagt. Aber die Griechen verfügten zufällig in diesen Tagen wieder einmal ausnahmsweise über ein paar tüchtige Generale, und so war Apulien bald wieder zurückeroberedt und waren selbst die benachbarten Fürsten der alten longobardischen Herzogstädte Salerno und Benevent von den Griechen gegen den Aufstand interessiert. Da trat Benedikt VIII. für die fast verlorene Sache der Freiheitskämpfer ein, — und eine merkwürdige Fügung wollte es, daß der Papst der antigriechischen Bewegung neue Kräfte und Bundesgenossen zuführen konnte in den Normannen, die 1017 auf Einladung der Salernitaner in Scharen nach Italien gekommen waren. Die Normannen waren in den hundert Jahren, seitdem sie Nordfrankreich besiegten und dort das Christentum kennen gelernt hatten, ebenso eifrige und gläubige Christen geworden, als ungeschlachte und tollkühne Kriegsmänner geblieben; ihre erste Bekanntschaft mit Italien und seinen Verhältnissen hatten sie das Jahr zuvor auf der Heimfahrt aus dem hl. Lande gemacht, wo sie Gelegenheit gefunden hatten, ihre Tapferkeit im Kampf gegen die Sarazenen um Salerno zu zeigen. So waren sie nach Rom gekommen und hatten sich dem Vater der Christenheit zur Verfügung gestellt, und Benedikt VIII. hatte die Gelegenheit mit Freuden ergripen. Es war für ihn Notwehr, wenn er die Apulier unterstützte: das nordwärts dringende Griechentum gefährdete den Kirchenstaat und den Verband Roms mit dem Deutschtum; er mußte angreifen, um abzuwehren — „aus Treue gegen den Kaiser“⁷⁰⁾, wie Leo von Ostia ganz treffend sagt. Aus diesem Grunde hatte er schon gleich nach seiner Thronbesteigung dem flüchtigen Dattus einen festen Turm an der Garigliano-Mündung eingeräumt, von dem aus sich die Antipathie gegen die Griechen warm erhalten und das Unternehmen neu organisieren ließ. Und nun also führte die päpstliche Autorität die Normannen von der ersten Stunde an ins Lager der Griechenfeinde, und mit ihnen kam neues Leben in den Freiheitskampf. Gleich der ersten Zusammenstoß mit den Griechen am Grenzfluß Tortore fiel zugunsten der Aufständischen aus; Apulien stand ihnen offen. Ein zweites Gefecht bei Bari am 22. Juni 1017 rettete zwar die Hauptstadt für die Griechen; Melus mußte zurückgehen. Aber schon wenige Tage darauf stellte er sich dem verfolgenden General Kontoleon bei Vaccarizza zu einer neuen Schlacht, in welcher der Ungeist der Normannen das Feld behauptete. Die Sieger wandten sich wieder nach dem offenen Süden, wo ihnen diesmal eine Reihe fester Plätze zufiel. Zugänge aus der Normandie verstärkten die Aufständischen; die Sache der Griechen nahm eine immer bedenklichere Wendung. Da wurde Kontoleon abberufen und im Dezember 1017 durch Basilius Bojoannes ersetzt, der aber erst Monate hindurch mit der

Reorganisation des Militärwesens zu tun hat, ehe er sich den Aufständischen zuwenden kann. Man ist beiderseits wohl vorbereitet: im Oktober 1018 fällt bei Cannä am Ofanto die Entscheidung — gegen die Normannen. Melus entkam, mußte aber jetzt zunächst darauf bedacht sein, sich in Sicherheit zu bringen, um Atem zu holen, ehe er daran denken konnte, die verlorene Schlacht wieder um ihre Wirkungen zu bringen. Bojoannes nützte seinen Sieg umsichtig und geschickt aus, erbaute an der Westgrenze gegen Benevent hin eine starke Festung Troja und mehrere Kastelle im Norden. Dann begann er über die apulischen Grenzen hinaus zu sondieren: die Longobardenfürsten von Capua und Salerno ließen sich von neuem einschüchtern und zur Huldigung gegenüber dem griechischen Reiche bestimmen; der Abt von Montecassino, Atenulf, ein Bruder Pandulfs von Capua, begab sich in griechischen Schutz, — nur Landulf von Benevent trostete diesmal und berief sich auf sein Verhältnis zum römischen Reich.

Der Plan Benedikts VIII. hatte fehlgeschlagen. Drohender als zuvor stieg die Gefahr vom Süden herauf: der Papst hatte offen Partei für die antigriechische Bewegung genommen, — da war es selbstverständlich, daß die Spize der neuen Griechenmacht auch sogleich sich gegen Rom und gegen den Papst richten müste, sobald die wenigen Hindernisse, die dem griechischen Statthalter noch im Wege standen, vollends beseitigt wären. Und was wollte Benedikt für diesen Fall anfangen? Weder in Rom noch in Oberitalien konnte er auf ausreichenden Schutz rechnen, wenn heute die Gefahr hereinbrach. Da konnte und mußte der Kaiser helfen⁷¹⁾, — und er mußte zeitig genug alarmiert werden. Auf Benedikts Aufforderung eilte zunächst der geschlagene Melus über die Alpen, und als dann Bojoannes in der Tat von

Erfolg zu Erfolg eilte und dann daran war, Rom anzugreifen, entschloß sich Benedikt VIII. selbst zur Reise nach Deutschland. Ein ähnlicher Fall hatte schon einmal vorgelegen, als 753 Papst Stephan II. ins Frankenland reiste, um Pipins Hilfe gegen die Longobarden anzurufen. Damals hatte der Papst, um den Zweck seiner Reise zu verheimlichen, sich von Pipin zu einem Besuch einladen und sich unter fränkisches Geleite stellen lassen. Ähnlich verfuhr man jetzt, wir wissen nicht, ob man sich dabei jenes Vorgangs bewußt war oder nicht. Benedikt VIII. erhielt eine Einladung vom Kaiserpaar, nach Bamberg zu kommen zur Weihe der neuen Stephanskirche, und so machte sich der Papst auf den Weg nach dem Norden.

Die Ankunft des Papstes war für die Karwoche (1020) angefagt. So beeilte sich Heinrich von jenem Feldzug gegen Bernhard von Sachsen weg die Vorbereitungen für einen würdigen Empfang zu treffen. Am Vormittag des Gründonnerstags (14. April) erreichte Benedikt von Verona über den Brenner und Augsburg kommend die Regnizstadt — zu Pferd im Meßgewand, so daß er alsbald an den Altar treten



Die Krönung des hl. Heinrich durch den Papst.

(Nach einem Holzschnitt der Inkunabellegende von Konofius, Bamberg, 1511.)

konnte, — so erzählt ein Augenzeuge, der Diakon Bebo.⁷²⁾ In vier Gruppen hatte sich die von allen Seiten herbeigeführte Geistlichkeit mit den andern kaiserlichen Gästen zum Empfange aufgestellt, über der Brücke auf der rechten Regnitzseite, an der Brücke, am Stadttor und in der Vorhalle der Bischofskirche; bei letzterer Gruppe war Heinrich. Unter Festhymnen betrat man das Dominnere; der Papst ließ sich an den drei Altären der Reihe nach zu kurzem Gebete nieder und schritt dann zur Bischofskathedra, wo er Platz nahm. Währenddessen sang der Klerus das Te Deum, und dann setzte sogleich das Kyrie eleison des Volkes ein, — die Gründonnerstagsmesse hatte inzwischen begonnen. Der Kaiser trat auf den Papst zu zum Friedenskuss; dann erhob sich Benedikt und schritt den Dom entlang zum Portal, vor welchem die Kirchenbürger der Absolution harrten; der Papst führte sie selbst wieder in die Kirche ein. Dann kehrte er zum Evangelium zum Altar zurück, wandte sich hierauf selbst in einer Ansprache an die Versammelten und schloß mit der Absolution. Nach der Messe konsekrierte er die hl. Öle. Am Karfreitag und Karlsamstag hielt er den feierlichen Gottesdienst selbst. Am Ostermorgen (17. April) bei der Matutin las der Patriarch von Aquileja die erste, Erzbischof Heribert von Ravenna die zweite und Benedikt die dritte Lektion. Der Hauptgottesdienst bot all die Herrlichkeit einer feierlichen Papstmesse. Am Ostermontag folgte die Einweihung der Stephanskirche, für welche der Papst kostbare Reliquien mitgebracht hatte, — und inzwischen, also allem nach am Nachmittag des Osterfestes, waren (wie es scheint in aller Stille; Bebo weiß oder sagt wenigstens nichts von ihrem Inhalt) auch die wichtigen kirchenpolitischen Fragen erörtert worden, die den Papst über die Alpen geführt hatten. Wir wissen Bestimmtes darüber wie gesagt nicht, aber ohne Frage standen die unteritalienischen Angelegenheiten im Vordergrund: Melus wurde zum Herzog von Apulien bestellt; das sagen uns zufällig die Bamberger Totenbücher⁷³⁾; und Heinrich versprach dem Papst Hilfe. Und sehr wahrscheinlich gehört in diese Stunden, jedenfalls aber in die Tage von Benedikts Aufenthalt in Deutschland, auch die Ausfertigung des großen Schenkungsbrieves Heinrichs für die römische Kirche ganz im Sinne der bisherigen Kirchenstaatsurkunden, ein Alt, der vollends darauf schließen lässt, daß man sich beim diesmaligen Papstbesuch des Vorgangs von 753/4 erinnerte. Die Urkunde⁷⁴⁾, die allerdings nicht mehr im Original vorhanden ist, deren Echtheit aber trotzdem heute nicht mehr bestritten wird, war nach der Beschreibung des Johannes von Amelio (1339) mit Goldschrift auf Purpurpergament geschrieben und bestätigte der römischen Kirche im engsten Anschluß an das Privileg Ottos I. vom 13. Februar 962 den gesamten ihr von den Frankenkönigen seit der Mitte des achtten Jahrhunderts geschenkten Besitz jenseits (Kirchenstaat) und diesseits (Kloster Fulda und andere Klöster, Höfe und Dörfer) der Alpen und unterstellt ihr dazu das neue Bistum Bamberg mit der Bestimmung, daß der Papst als Zeichen seiner Oberhoheit alljährlich vom Bischof einen aufgezäumten weißen Zelter erhalten solle. Praktisch — für den Gang der historischen Entwicklung — ist diese Bestätigung so wenig wie die von 962 von Bedeutung geworden. Die Kaiser haben in diesen der Form nach so wichtigen Dokumenten der Kirche wiederholt Dinge zuerkannt, die sie später nie besaß, und sie sind auch nie dazu gekommen, den darin abgegrenzten Grund und Boden der Kirche auch tatsächlich zu überweisen. Heinrich hat die Ideen Ottos I. aufgenommen, und dieser hatte wieder andere Vorlagen; im ganzen waren damit der Kirche mehr Besitzansprüche als wirklicher Besitz eingeräumt. Und doch war der

Vorgang von größter Bedeutung um der Tatsache der Urkundenausstellung willen, — weil sie die Erneuerung der Verbrüderung von Kirche und Staat, die Wiederaufnahme des alten großen Reichsgedankens aussprach. Das war ja auch der Hauptzweck des Papstbesuchs gewesen: die beiden Herrscher sind durch die mehrtägige persönliche Aussprache sich noch näher getreten, und bei Heinrichs Geistesrichtung war daraus von selbst ein Eingehen auf die päpstlichen Pläne und Wünsche geworden: von da ab ist die ganze deutsche wie die italienische Politik des Kaisers durch die Reichsidee, die Verbindung mit Rom bestimmt.

Am 1. Mai finden wir Papst und Kaiser zusammen in Fulda am Grabe des hl. Bonifazius. Dann machte sich Benedikt wieder auf den Heimweg; er konnte zufrieden sein.

Heinrich wandte sich die Fulda hinunter über Kloster Kaufungen, eine Stiftung der Kunigunde, nach Thüringen und von da wieder nordwestwärts über Aachen nach Gent (5. August). Balduin von Flandern hatte auf unbekannte Weise den kaiserlichen Unmut wieder herausgefordert. Die Angelegenheit scheint aber rasch in Ordnung gebracht worden zu sein. Von Ende September ab steht Heinrich wieder am Mittelrhein gegen Graf Otto von Hammerstein unterhalb Andernach im Feld. Der Graf hatte eine Verwandte, Irmengard, geheiratet, und das hatte der Kaiser als Hüter der Kirchenordnung nicht dulden wollen. Der Freyler war inzwischen wiederholt vor des Kaisers Stuhl geladen und dann, als er nicht erschien, auf jener Nörnberger Friedenstagung (März 1018) mit der Exkommunikation belegt worden. Er hatte darauf zwar dem Kaiser sich gestellt und eidlich sich von der Irmengard losgesagt, aber sein leidenschaftliches Herz hatte eine dauernde Trennung nicht ertragen, und nun hatte er in der Erbitterung über die Störer seines Glückes erst recht sich zu Schritten hinreissen lassen, die ihn vollends mit dem Kaiser überwarf. Besonders Erzbischof Erkanbald von Mainz — der ehrwürdige Willigis war am 23. Februar 1011 gestorben, — der mit dem Kaiser in Bürzel die eidliche Unterwerfung entgegengenommen hatte und der immer wieder mahnte und drohte, hatte die Rache des Gereizten an Land und Leuten zu fühlen. Eben erst hatte der Hammersteiner einen Anschlag auf die Person des Erzbischofs versucht; Erkanbald war zwar entkommen, aber sein Gefolge war dem verwegenen Friedbrecher in die Hände gefallen und wurde auf Hammerstein in schmählicher Haft gehalten. Das war eine Affäre noch wichtiger als der Romzug. Der erste Reichsfürst wegen der Ausübung seiner heiligen Pflicht angefeindet und frech überfallen! Heinrich mußte ein Exempel statuieren. Er forderte den Grafen nochmals zur Unterwerfung auf. Umsonst. Nun wurde der Bann erneuert, und der Kaiser erschien mit Heeresmacht vor der Burg. Mit Sturm und Waffen war freilich dem kühnen Felsenfest nicht beizukommen; so entschloß sich der Kaiser, den Rebellen auszuhungern. Drei volle Monate troßte das verwegene Paar; als aber auch Weihnachten hinging, ohne daß die Belagerer nachließen, kapitulierte der Hammersteiner am 26. Dezember. Das war ein Erfolg von weit größerer Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, — nicht, daß es dem Kaiser gelungen war, den Trotz des Ungehorsamen zu brechen, sondern daß er gezeigt hatte, daß er nicht ungestrafft Kirchen- und Kaiser Gebot verachtet ließ. „Der Ruhm deines neuesten Sieges drückt in gewaltigem Schrecken die Übeltäter nieder“, begrüßt Bebo den Heimkehrenden⁷⁵⁾, und die Quedlinburger Annalen erzählen mit Stolz, wie am Osterfest 1021 zu Merseburg ganz Europa um den Kaiser vertreten

und Boten von überallher zur Ehrenbezeugung erschienen waren⁷⁶): der deutsche Name hatte wieder guten Klang: bi im stuont wol daz riche.

Noch gab es aber, ehe Heinrich Deutschland verlassen konnte, gar manches zu ordnen. Am 16. März 1021 starb, mit seinem Kaiser ausgesöhnt, Erzbischof Heribert von Köln; er habe, so erzählt sein Biograph der Mönch Lantbert von Deutz⁷⁷), noch in den letzten Stunden auf die Frage, wer ihm nachfolgen solle, den umstehenden Kapitularen geantwortet: keiner von diesen (Einheimischen), sondern ein Pilgrim (Fremder) wird nach mir in Köln regieren. Der Posten war für ganz Lothringen so wichtig, daß Heinrich nur schwer sich betreffs der Nachfolgerschaft entscheiden konnte. Erst am 29. Juni wurde Pilgrim investiert, ein bayerischer Herrensohn, der in der Kanzlei seine politische Schulung bekommen und zuletzt das italienische Kanzleramt innegehabt hatte. Nach Pfingsten (21. Mai) waren zuvor auf einem Hof- und Landtag zu Alstedt die sächsischen inneren Angelegenheiten besprochen und geregelt worden. Dann nach der Kölner Bischofsweihe zog der Kaiser nochmals in's innere Niederlothringen: endlich war auch hier Friede. So konnte der Kaiser auf einem Hoftag zu Rimwegen im Juli endlich die Heerfahrt nach Unteritalien ankündigen. Aber als er dann wieder an den Mittelrhein kam, war auch der Stuhl des hl. Bonifazius verwaist: Erzbischof Erkanbold war am 17. August gestorben. Heinrich ernannte seinen Vetter Aribus aus dem Hause der bayerischen Pfalzgrafen und zugleich einen Verwandten Pilgrims von Köln, zum Nachfolger. Dann hatte er noch nach den Slaven zu sehen, deren er auf einer Tagfahrt zu Werben (auf der linken Elbseite unfern der Havelmündung) sich anfangs September versicherte, und nun erst konnte er voll beruhigt nach dem Süden aufbrechen — noch größerem Ruhme entgegen.

Auf Martini 1021 war das Reichsaufgebot nach Augsburg beschieden worden, am 13. November erfolgte der Ausmarsch, am 6. Dezember urkundet der Kaiser bereits in Verona. Weihnachten wurde in Ravenna gefeiert, wo die befreundeten italienischen Kontingente zu ihm stießen. Anfangs Januar 1022 ging es in drei Korps weiter. Das Heer bestand aus Bayern, Schwaben und Lothringern; dazu waren die bischöflichen Truppen aus der Lombardie gekommen; im ganzen also verfügte Heinrich diesmal über eine ganz ansehnliche Macht, die er aber der leichteren Verproviantierung halber erst im Süden vereinigen wollte. Die kleinste Abteilung — 11000 Mann gibt Leo von Ostia an, — sollte Poppo von Aquileja durch Mittelitalien hinunter nach Benevent führen; ein zweites stärkeres Kontingent (20000 Mann) unter Pilgrim von Köln wurde über Rom direkt gegen Capua und Montecassino dirigiert; Heinrich selbst mit der Hauptarmee nahm den Weg durch die Marken (Ancona, Spoleto, Camerino) ebenfalls nach Benevent, wo er am 3. März mit Benedikt VIII. eintrückte. Dem Papst waren in den letzten Wochen die Wasser vollends bis an den Mund gestiegen. Der Griech Bojoannes hatte die Burg des Dattus am Garigliano genommen und damit den Papst selbst angegriffen; Dattus war im Vertrauen auf die Unverzüglichkeit des päpstlichen Gebetes für einen Überfall nicht gerüstet gewesen und hatte nach zweitägiger Belagerung kapitulieren müssen; Bojoannes hatte ihn nach Vari gebracht, ihm als Hochverräter den Prozeß machen und ihn in einen Sack eingenäht ins Meer werfen lassen. Es war also höchste Zeit, daß der Kaiser sein Bamberger Gelöbnis einzulösen kam. Nach längerer Rast in Benevent wandte man sich gegen die Trutzburg Troja, fand aber hartnäckigen Widerstand, da die Griechen mit Entschluß aus dem Osten rechneten. Es wurde Juni. Inzwischen

war Pilgrim von Köln auf Montecassino losmarschiert, hatte aber das Kloster offen gefunden. Der ungetreue Abt Atenulf hatte es vorgezogen, mit den Klosterurkunden und Kleinodien sich in Sicherheit zu bringen; er schiffte sich in Otranto ein, erlitt aber Schiffbruch und ging mit allem, was er mitgenommen hatte, zugrunde. Unter diesen Umständen war Pilgrim sogleich gegen Capua weitergezogen, wo Fürst Pandulf ebenfalls auf Widerstand verzichtete und seine Unterwerfung anbot; der Erzbischof sandte ihn gefangen zum Kaiser. Das feste Salerno, gegen das sich Pilgrim von Capua weg wandte, hielt sich vierzig Tage; dann bot auch Waimar Unterwerfung und Geiseln, und auf die Nachricht davon wenig später auch Neapel. So hatte Pilgrim die Hand frei bekommen zur Unterstützung des Kaisers, und damit schwanden auch für Troja die Aussichten auf Rettung immer mehr: eines Tages, Ende Juni, erschienen die Kinder der Stadt unter Führung eines Einsiedlers im Lager und zogen unter Kyrieleyson-Rufen vor das kaiserliche Zelt. Aber Heinrich hatte geschworen, — so erzählt der Mönch Rodulf von Cluny⁷⁸⁾ — alles Männliche in der Stadt zu vernichten und die Stadt selbst dem Erdboden gleich zu machen, und so schickte er sie wieder heim: „Der, der die Herzen kennt, weiß, daß nicht ich, sondern ihre eigenen Väter die Mörder dieser Kleinen sind.“ Als sie aber andern Tags wiederkamen, konnte er nicht mehr an sich halten, und mit den Worten des Herrn: „Mich erbarmet des Volkes“ ging er der Schar entgegen



Kaiser Heinrich II. Holzstatue vom Isenheimer Altar.
(Sammlung Speß.)

und gewährte Gnade; die Stadt sollte nur einen Teil der Festungsmauern niederlegen, wozu sich die Bürgerschaft sofort verstand. So der Mönch von Cluny. Zedenfalls hat Heinrich Ende Juni die Kapitulation der Stadt unter leichten Bedingungen angenommen und auf eine empfindlichere Sühne des Reichsverrats verzichtet. Der Sommer stand vor der Türe und in seinem Gefolge drohten Seuchen; man mußte trachten, noch beizeiten ein günstigeres Klima zu gewinnen; die Deutschen hatten hier unten schon so schlimme Erfahrungen gemacht. Das Programm war zwar erst zur Hälfte abgewickelt; die Griechen waren noch unangefochten. Aber auch so konnte man zufrieden sein: die Reichsautorität war in vollem Umfang wiederhergestellt.

Die Geschäfte, die hier noch zu erledigen waren, waren bald abgemacht. Schon während der Belagerung von Troja waren die im Heer des Kaisers anwesenden Fürsten zusammengetreten, um das Urteil über Pandulf von Capua zu sprechen; er wurde wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und nur auf Pilgrims Bitten zur Verbannung nach Deutschland begnadigt. Waimar von Salerno verblieb auf seinem Posten, mußte aber einen Sohn als Bürgschaft seiner Treue nach Rom geben. Zum Abt von Montecassino bestellte der Kaiser den bisherigen Propst von St. Liberator



Siegel des
Basler Domprobstes
Hallwyl (1488.)

am Lenta, Theobald, einen ihm ganz ergebenen Mönch, wie er ihn auf dem vorgeschenkten Posten hier unten recht wohl brauchen konnte. Für den durch Atenulf erlittenen Verlust trat Heinrich mit vollen Händen ein. Die Cassinenser Chronik Leos⁷⁹⁾ zählt alle die Herrlichkeiten auf, die das Kloster hundert Jahre später als Heinrichsche Schenkungen verwahrte: sie sind in diesem Augenblick an's Kloster gekommen.

In Rom gönnte Heinrich sich und dem Heere etliche Tage Ruhe; es galt zugleich nach den Erfolgen in Unteritalien den Crescentiern gegenüber Eindruck zu machen. Es ist gelungen; solange Benedikt VIII. und Heinrich lebten, ist die Ruhe hier nicht mehr gestört worden. Glänzender denn je gestaltete sich dann der Aufenthalt des Kaisers in Oberitalien. Er hatte zur Ergänzung

seiner stark dezimierten Kräfte für alle Fälle neue Mannschaften aus der Heimat kommen lassen. Aber nirgends dachte man an Widerstand oder Widerspruch, auch nicht, als Heinrich auf einer lombardischen Synode in Pavia anfangs August in seiner alten Weise Kirchenpolitik auf Kosten der weltlichen Herren trieb. Es handelte sich hier um eine Frage von eminenter politischer Bedeutung, so doktrinär sie auf den ersten Blick aussah, um die soziale und erbrechtliche Stellung der Kinder von unfrei geborenen Geistlichen und freien Frauen. Die Frage war schon ein paar Jahre vorher in Deutschland gelegentlich eines kaiserlichen Hostags in Goslar im März 1019 von Bischof Bernward von Hildesheim aufgeworfen und mit Heinrichs Zustimmung dahin entschieden worden, daß die Nachkommenschaft samt der Mutter dem früheren Herrn des Vaters verfallen solle. Denn den hörig geborenen Vater befreite seine geistliche Würde, damit aber ging dem Kloster, der Kirche, die den Eintritt eines Hörigen in den geistlichen Stand gestattete, dieser mit all dem, was er besaß und erwarb, verloren. Durch das neue Gesetz wurde nun einerseits Ersatz für den Verlust gewährt und andererseits einer weiteren Verweltlichung von Kirchengut durch Vererbung vorgebeugt. Die systematische Schädigung der Kirche auf diesem anscheinend legalen Weg der Höriger-Ehen war aber besonders in Oberitalien Mode geworden, wo die kleinen und großen

Herrn Familienverbindungen mit emporgekommenen Geistlichen suchten. Konnte aber Heinrich jetzt in Pavia durch die Proklamierung des Goslarer Beschlusses dem Unwesen auch hier entgegentreten, und schlossen, wie es tatsächlich geschah, auch die weltlichen Herren den S entenzen sich an, so beweist das einen ganz gewaltigen Um- schlag der Machtverhältnisse zugunsten der Kirche und des Kaisertums, und darin liegt die große politische Bedeutung dieser Beschlüsse. Aber noch mehr, — sie sind Zeugen einer aufgehenden neuen Zeit: „Ich schweige vorläufig von den — notabene illegitimen — Kindern freigeborener Kleriker und freier Mütter; von ihnen wird bald bei anderer Gelegenheit die Rede sein“, — so hatte Benedikt VIII. die Paveser Verhandlungen eröffnet, und dann hatte gleich der erste und zweite Paragraph der Beschlüsse sämtlichen Klerikern bis zum Subdiacon herab die Ehe verboten⁸⁰⁾: es war ein neuer Geist, der aus diesen Paragraphen atmet: der Kampf galt nicht mehr bloß den Missetänden und Missbräuchen, die an die Heirat von Klerikern sich gefügt hatten, sondern der Sache selbst. Das war das Werk von Cluny.

Die Forderung der Chelosigkeit der Priester ist urchristlich, das Ideal von allem Anfang an entsprechend der Stellungnahme des Apostels zur Jungfräulichkeit I. Kor. Kap. 7, und die Forderung ist auch innerhalb der deutschen Kirche von Bonifatius bis auf Otto d. Gr. oft genug wiederholt worden, aber immer wieder blieb der Klerus bald vereinzelt, bald allgemeiner hinter dem Ideal zurück. Und ähnlich war es mit der Durchführung der andern evangelischen Räte in den Klöstern bestellt: über der wichtigen Mission, Träger der Kultur und Wissenschaft zu sein, hatten die Mönche des neunten und zehnten Jahrhunderts ihre ursprüngliche Bestimmung, in Armut und Gehorsam dem Herrn nachzufolgen, ganz vergessen. Da hatte am Anfang des zehnten Jahrhunderts in Burgund von dem 910 gegründeten Kloster Cluny aus eine Reformbewegung eingesezt, welche die Klöster und die Kleriker und die ganze Kirche auf einen reineren Boden wieder herausheben und dem Ideal näher bringen wollte, und langsam hatte die Bewegung über Lothringen kommend auch rechts vom Rhein Boden gewonnen. Wolfgang von Regensburg und Ramwold von St. Emmeram waren voll der großen, weltüberwindenden Ideen gewesen, und von ihnen ist der Geist ganz von selbst auf Heinrich übergegangen. Im Herbst 1003 war der große Reformabt Odilo von Cluny an den deutschen Hof gekommen und hatte seitdem oftmals den König und Kaiser wiederbesucht; hat Odilo auch nicht direkt in die deutsche Reform eingegriffen, so ist seine Persönlichkeit doch nicht ohne Einfluß auf Heinrichs Richtung geblieben⁸¹⁾. Der eigentliche Inspirator des Kaisers aber war der herrliche Abt Richard von St. Vannes in Verdun, neben Abt Wilhelm von St. Benignus in Dijon der gefeiertste Mann seiner Zeit vom Atlantischen Meer bis zur Elbe. Wenn einer den sonst so selbständigen Kaiser in jeder Stimmung und Lage in der Hand hatte, so war es der heilige Abt. Es ist mehr als gut erfunden, wenn später (um 1100) der Wunderbericht Richards⁸²⁾ erzählt, Heinrich habe sogar einmal verlangt, unter die Mönche in St. Vannes aufgenommen zu werden, aber Richard habe die Situation erfaßt, auf wiederholtes Drängen nachgegeben, den Kaiser das Gelübde des Gehorsams ablegen lassen und ihm dann befohlen, in die Welt zurückzukehren und die von Gott in seine Hände gelegte Regierung weiterzuführen.

Richards Ideen sind es, die auf der Synode in Goslar wirkten, und die den Kaiser jetzt nach dem glücklichen Erfolg in Italien bestimmten, mit dem Papst zusammen die Reform im großen aufzunehmen. Und da die geplante

Kirchenbesserung Aussichten auf Erfolg nur bot, wenn das ganze christliche Abendland ernstlich mittat, so trat er bald nach seiner Rückkehr aus dem Süden in Verbindung mit König Robert von Frankreich; den Vermittler machte Richard von St. Bannes. Am 10. August 1023 trafen die beiden Herrscher zur persönlichen Aussprache an der Grenze, der Maas, zusammen. Um den Plan nicht durch Etikettentüfteleien zu gefährden, entschloß sich Heinrich freiwillig, dem Franzosen zuerst seinen Besuch drüben in Mouzon zu machen. Nach alter Sitte bot hier Robert dem Gast reiche, kostliche Geschenke an Gold und Edelsteinen und prächtig aufgezäumten Pferden; aber der Kaiser wählte sich nur einen Evangelienprachtband und eine Reliquie, einen Bahn des spanischen Märtyrers Vinzentius († 304). Andern Tags kam Robert herüber nach Ivois (am Chiers) zur Gegenvisite. Dann begannen die Verhandlungen „und man kam darüber überein, was der Welt zum Frieden diene, und schloß einen Freundschaftsbund und sah ins Auge, was für den Frieden der heiligen Kirche Gottes und zum Wessern der tief gefallenen Christenheit dienen könnte“, und beschloß zur Ergreifung von praktischen Maßnahmen ein allgemeines Konzil nach Pavia, an dem der Papst und die Bischöfe diesseits und jenseits der Alpen teilnehmen sollten.⁸³⁾ Aber es ist dazu nicht mehr gekommen. Trübe Schatten legten sich mit einemmal wieder über die lichte Begeisterung der Tage von Ivois: die deutschen Bischöfe waren mit dem Papst in Konflikt gekommen, und so war ein Zusammensehen in der Reformfache, wie es eben geplant war, vorerst ausgeschlossen, — und als dann nach wenigen Monaten Heinrich die Augen für immer schloß, sank der letzte Zusammenhalt. Heinrichs und des kurz vor dem Kaiser gleichfalls verstorbenen Benedikt VIII. Nachfolger waren wieder völlig anders geartet. Die Kirchenreform sollte noch ein halbes Jahrhundert auf einen Größeren warten.

Während der Kaiser mit Robert von Frankreich zusammen seine großen Pläne schmiedete und dann das Herz voll kühnster Hoffnungen wieder heimwärts zog, waren die Bischöfe des Mainzer Verbandes am 13. August unter dem Vorsitz ihres Metropoliten Aribō in Seligenstadt am Main zu einem Provinzialkonzil zusammengetreten behufs einheitlicherer Gestaltung des Ritus und der Kirchenbräuche, wie das Programm besagte⁸⁴⁾, — und zur Stellungnahme in einer Frage delikater Natur, — das war aber nicht auf der Proposition gestanden, — wie weit nämlich die bischöfliche Disziplinarwelt von Rom aus beschränkt werden könne. Die Sache war die. Wir kennen ja den Fall Hammerstein. Das Paar war auch nach der Eroberung der Rheinburg durch den Kaiser beisammen geblieben. Im Oktober darauf hatte Aribō den Mainzer Erzstuhl bestiegen und pflichtschuldigst die beiden zur Trennung ihrer Ehe aufgefordert, und da sie nicht gehorchten, die Exkommunikation erneuert. Daraufhin war Graf Otto bereit gewesen zu entsagen, nicht aber die Srmengard, und um den Mahnungen und Vorwürfen des Mainzers zu entgehen, hatte die Gräfin sich zur Klageführung nach Rom gewandt. Davon hatte Aribō erfahren, und nun wollte er, ehe Rom sich äußerte, wissen, wie seine Suffraganen überhaupt über den Schritt der Hammersteinerin dachten. Das Ergebnis der Beratung waren die Beschlüsse 16 und 18 der Seligenstädter Alten: kein Diözesane soll sich ohne Erlaubnis des Bischofs oder seines Vikars nach Rom wenden, — und: weil viele sich durch eine unrechte Spekulation selber täuschen, indem sie in schweren Fällen die ihnen von ihren zuständigen Priestern auferlegte Buße nicht annehmen wollen und sich darauf verlassen, daß der Papst ihnen alle Sünden vergeben werde, wenn sie nach Rom kommen, so bestimmt das

heilige Konzil, daß eine derartige Indulgenz wertlos sei, daß die Gemaßregelten vielmehr zuerst der vollen Buße, wie sie ihnen von den Priestern auferlegt wurde, genügen, und daß sie dann, wenn sie Lust haben, mit Erlaubnis und Begleitbrief ihres Bischofs zur Berichterstattung nach Rom gehen können.

Aribo hatte bis zu einem gewissen Grad recht. So selbstverständlich das Kirchenrecht den Papst als letzte Instanz in Disziplinarfällen anerkannte, so hatten sich doch auch viele Missstände an das Appellationswesen geknüpft, — solange man in Rom im Einzelfall zuverlässige Informationen sich nicht verschaffen konnte und wollte. Aber auf der andern Seite ging die Tendenz der Zeit in der Kirche auf Zusammenschluß; die geplante Reform unterstützte die Forderungen und Folgerungen des Primates im ganzen Umfang, und da der Papst nach dieser Richtung sich durchaus eins mit dem Kaiser wußte, so konnte er den Fehdehandschuh der Deutschen ohne Bedenken aufnehmen, und so kam als Antwort nach Weihnachten die Suspension Aribos als Erzbischofs und die Ankündigung

einer eigenen Kommission
zur Untersuchung der
Hammersteinschen
Angelegenheit
über die
Alpen.



Der hl. Kaiser Heinrich II. und die hl. Kunigunde.
Entwurf zu einem Orgelflügel von Holbein. (Museum, Basel.)

Heinrichs Stellung in dem Handel war gegeben. Er hat zwar nicht selbst eingegriffen, aber alsbald nach seiner Rückkehr aus dem Westen den Erzbischof von Köln nach Rom gesandt, und die Maßregelung des Mainzers zeigt, daß Pilgrim offenbar nicht die Landsleute in Schutz zu nehmen hatte. Die Bischöfe waren in Seligenstadt zu weit gegangen; das haben sie in dem gemeinsamen Schreiben an den Papst von Höchst aus, wo sie nach Christi Himmelfahrt (13. Mai 1024) wieder tagten, selbst zugestanden, indem sie „alle miteinander dem Papst zu Füßen sinkend bitten, er möge seiner Würde entsprechend in seiner Umsicht besser machen, was von ihrer Seite etwa ungeschickt gefehlt worden sei (in commune prostrati rogamus, ut dignitati tuas consulas et si quid incaute actum sit, id caute resarcias.⁸⁵⁾

Man hat es Heinrich verübelt, daß er nicht deutsch genug gewesen sei, der machtvollen Erklärung, dem „energischen Protest gegen die beanspruchte Allgewalt des Papstes“, dieser „Kriegsankündigung“ der Bischöfe sich anzuschließen.⁸⁶⁾ Indessen wird dabei viel zuviel in den bischöflichen Brief hineingetragen. Die Versammelten haben sich für mitverantwortlich erklärt, weil sie mit Aribos Verfahren gegen die Hammersteinerin einverstanden gewesen waren. Mit der Betonung dieser Solidarität aber gehen sie um den Kern der päpstlichen Maßregel herum; was in Rom Verdrüß erregt hatte, war doch nicht die Befreiung der Ermengard, sondern waren die Seligenstädter Beschlüsse. Man hat mit der nationalen Stempelung des Höchster Bischöflichfestes — um ein modernes Wort⁸⁷⁾ zu gebrauchen, — aus einer Chamaide eine Fanfare, aus dem Rückzug einen Angriff gemacht. Aribos und seinen Suffraganen ist es gar nicht in den Sinn gekommen, eine nationale Scheidewand zwischen Rom und den deutschen Episkopat zu schieben, — und folglich hat sich auch Kaiser Heinrich dem Dilemma „hie deutsch — hie römisch-katholisch“ gar nie gegenüber gesehen. Kraft seines Amtes als Hüter auch der inner-fürstlichen Ordnung hat er ein Zusammensehen mit Aribos ablehnen müssen, weil das Verhalten der Synode inkorrekt und unkanonisch war. Und diesem Standpunkt entsprach es durchaus, wenn er wenigstens den ihm am nächsten stehenden von den Seligenstädter Synodalen, den eigenen Bruder Brun, Bischof von Augsburg, durch Verbannung von seinem Bistum büssen ließ.

Wir wissen nicht, ob das Schreiben der Höchster Synode den Papst noch am Leben traf, wenn ja, so hat Benedikt jedenfalls nicht mehr Stellung dazu nehmen können: Ende Mai oder anfangs Juni ist er gestorben. Bei dem Überwiegen der Tuskulaner in Rom wurde zwar sofort sein Bruder Romanus zum Papst gewählt und als Johannes XIX. inthronisiert, der aber von Reformplänen und Großpolitik nichts mehr wissen wollte und den Handel mit den Bischöfen auf sich beruhen ließ, — und daraufhin hat auch Aribos auf eine ausdrückliche Rehabilitation verzichtet. Und bald sollte die Nachricht vom Tode des Kaisers selbst den Gedanken und Aufgaben des Episkopats eine andere Richtung geben.

Heinrich war sein Lebtag nie recht gesund gewesen. Thietmar spricht wiederholt von einem angeborenen Leiden, — Kolik nennt er es einmal⁸⁸⁾, — das ihm viel zu schaffen mache. Dazu hatte er nun doch in den zwanzig Jahren seiner Regierung viel durchmachen müssen. Anfangs 1024 mußte er in Bamberg das Krankenlager auffinden; drei Monate gingen darüber hin, bis er wieder an die Regierungsgeschäfte denken konnte. Ostern (5. April) wollte er in Magdeburg mit gewohntem Glanz begehen, aber auf dem Ritt dahin erkrankte er wieder; er konnte schon die huldigende

Menge nicht mehr ertragen. Sein Zustand besserte sich. In Halberstadt und Goslar, wohin er nach den Feiertagen reiste, war er wieder in gehobenster Stimmung, und als die Besserung anhielt, entschloß er sich Ende Juni nochmals zu einem Ritt nach dem Westen. Er kam nicht weit. Ein neuer Anfall der tückischen Krankheit warf ihn in der Pfalz Grona aufs Lager, — hier ist er am 13. Juli 1024 einundfünfzigjährig gestorben. Über seine letzten Stunden wissen wir so gut wie nichts. Der Brief mit Mitteilungen über seine Auflösung und seine Abschiedsworte an die Gemahlin („weinet nicht über uns, teuerste Frau, freuet Euch vielmehr und jubelt, daß Gottes Barmherzigkeit uns, wie Ihr seht, zum Hintritt vor sein Angesicht so wohl bereitet hat“⁸⁹), den Kunigunde selbst an die Mönche in St. Afra in Augsburg geschrieben haben soll, stammt erst aus dem zwölften Jahrhundert. Indessen Eberhard wird recht haben: keiserlich was is sin muot, des machte er auch daz ende guot.⁹⁰ Wie Heinrich selbst angeordnet hatte, wurde sein Leichnam, unter dem Weinen und Wehklagen der den Trauerzug begleitenden Menge, nach Bamberg gebracht und dort beigesetzt.

Wir verstehen die allgemeine Trauer um den Toten, von der unsere Annalen erzählen; — am meisten hatte die Kirche an dem Manne verloren, „der lebend ihr großer Trost gewesen war“.⁹¹ Schon Thietmar hatte vor der Stunde gebangt, da „diese Hoffnung der Armen“ nicht mehr sein würde, und er hatte damals — gegen Ende seiner Chronik und seines eigenen Wirkens — zum Beten aufgefordert für den, „um den man einmal nicht genug wird weinen können“.⁹² Nun war's wahr geworden. „Die Welt war des herrlichen Gottesgeschenkes nicht länger würdig gewesen“, sagt ein Grabgedicht über den Toten; — man mußte sich dreinfügen im Bewußtsein, im glücklichen Bamberg wenigstens die irdischen Überreste des herrlichen Toten hüten zu dürfen, — „die Seele des katholischen, großen und friedfertigen Kaisers aber nimm du in deine Herrlichkeit auf, Christe!“⁹³

Die Mitwelt ahnte die Bedeutung des Heimgegangenen, — sie voll zu würdigen, war erst später von einer höheren entwicklungsgeschichtlichen Warte aus möglich: Heinrich sollte in jener Krise des beginnenden ersten Jahrhunderts in dem durch ihn erst neugekräftigten Deutschland die Reichsidee wieder zu Ansehen und Ehren bringen und durch die Übernahme der Kirchenreform unter die Aufgaben des Reiches den küniazenischen Bestrebungen soweit Boden schaffen, daß nach der Apathie seines unmittelbaren Nachfolgers wenigstens eine spätere Generation darauf zurückkommen mußte.



Siegel der Stadt Bautzen.

Silberner Taler des Basler Bischofs Joh. Franz v. Schönau.
(1651—1656.)



Großes Siegel des Bäuerlichen Bischofs
Joh. Konrad I. v. Roggenbach.
(1656—1693.)



Sekret siegel der Stadt Basel.

III.

*Sanctae ecclesiae magnum extiterat solarium.
Annal. Quedlinburg. 1024.*

Das Fragment der Heinrichsbioographie, die dem trefflichen Bischof Adalbold von Utrecht (1010—1026) zugeschrieben wird, zeichnet den Heiligen, wie er schon vor seiner Königswahl einzig der Erhaltung des Friedens und der Mehrung und Erhöhung der Kirchen und der Religion gelebt habe.⁹⁴⁾ Wir kennen bereits die Richtung der Heinrichschen Kirchenpolitik in seiner Herzogszeit: sie ist die gleiche geblieben sein Leben lang: sein weites, großes Herz gehörte dauernd den Nöten und Anliegen seiner Kirche, — aber stets behielt er sich in allen wichtigen Fragen die persönliche Direktive vor als der „bonus et catholicus rector, der alles beherrschende Leiter, der getreue und umsichtige Steuermann der heiligen Kirche — gemäß jener Weisheit, die vom Himmel stammt“, wie der hl. Brun von Quedlinburg von ihm sagt.⁹⁵⁾ Und vor allem — auch das gesteigerte kirchliche Bewußtsein seiner Königszzeit hat keinen Fanatismus bei ihm aufkommen lassen; das zeigte uns sein Verhältnis zu den Liutizen. Wenn die Quedlinburger Annalen zum Jahre 1012 einmal von der Vertreibung der Juden in Mainz zu berichten wissen, so gehört dieser Notiz — nicht zur unmittelbaren Begründung, aber vielleicht zu einer Stückweisen Erklärung von Heinrichs Vorgehen — die Mitteilung Thietmars zu 1009⁹⁶⁾ an die Seite gestellt, wonach Juden im Geheimen leibeigene Christen in den östlichen Marken aufzukaufen und damit einen gewinnreichen Sklavenhandel zu treiben pflegten; sicherlich lag der Maßregel ein direkter, zufälliger, nicht im Religionsunterschied zu suchender Anlaß zugrunde. Und wenn dieselbe Notiz von der Zurückweisung gewisser Häresien⁹⁷⁾ weiß, so lag hier ein Einschreiten allerdings im Pflichtenkreis eines jeden mittelalterlichen Königs als des Hüters der Rechtgläubigkeit innerhalb der Christenheit selbst. In den Grenzen aber, die Menschlichkeit und reifere Einsicht seiner Kirchenpolitik zogen, hat Heinrich nur für seine Kirche gelebt, im Interesse ihres Blühens jeder sich bietenden Aufgabe mit Freuden sich unterzogen. Und es gab für ihn wahrlich genug zu tun, galt gelegentlich den ganzen Mann einzusetzen gegenüber dem Widerstreben

und jedem Mangel an Entgegenkommen gerade seitens der Faktoren, denen das Wohl der Kirche auch mit auf die Seele gebunden war. Da war zunächst der leidige Gandersheimer Streit, der seit Jahren den hohen Klerus des Reichs in zwei Lager schied. Es hat ein großes Aufgebot von Klugheit und Autorität erfordert, bis Heinrich den Handel leidlich beigelegt hatte; unter seinem Nachfolger Konrad ist er nochmals ausgebrochen, — ein Beweis, wie schwer es war, die einmal verbitterten Gemüter zu beschwichtigen; um so ehrender auf der andern Seite für Heinrich, wenn es ihm gelang, durch seine Persönlichkeit den Gross zu bannen. Die Sache ist die: Im Herbst 1000 hätte in der alten Liudolfingischen Familienstiftung Gandersheim eine neue Kirche geweiht werden sollen, und dazu hatte die Äbtissin Sophie, eine Schwester Ottos III., den Erzbischof Willigis von Mainz gebeten. Es war indessen strittig, ob hier der Mainzer oder der Hildesheimer zuständig sei⁹⁸), und da durch die unwidersprochene Vornahme einer so wichtigen kirchlichen Handlung das Recht des einen gegenüber dem andern betätigt und anerkannt gewesen wäre, so hatte auch Bernward von Hildesheim geglaubt, sich rühren zu müssen, und hatte gegen die Absicht der Äbtissin und des Erzbischofs protestiert. So war der Alt am bereits festgelegten Termin unterblieben. Willigis hatte aber verlangt, daß die Angelegenheit auf einer Herbstsynode in Gandersheim einmal in Ordnung gebracht werde. In Hildesheim glaubte man sich indessen in seinem guten Recht und wandte sich gegen jede Eventualität nach Rom, ohne die Synode abzuwarten. Als Willigis auf den 28. November zur Tagfahrt kam, lehnten die Hildesheimer Zeugenverhör und Rechtsverfahren unter wiederholtem Protest ab. Und mittlerweile gelang es Bischof Bernward in Rom, seinen Standpunkt durchzusehen. Ohne daß die Mainzer Partei gehört war, entschied jene Synode zu



Der hl. Kaiser Heinrich II.
Nach dem Gemälde von Hans Burgkmair († 1531).
(Museum, Augsburg.)

St. Sebastian am 1. Februar 1001 in Gegenwart Papst Silvesters und Ottos III. — furze Tage, ehe der Kaiser aus Rom weichen mußte, — zugunsten von Hildesheim; das Vorgehen der Gandersheimer Synode wurde verurteilt, und zugleich wurde beschlossen, Papst und Kaiser sollten Willigis ernstlichen Vorhalt machen und ihn von weiteren unbesonnenen Schritten abmahnen. Auch unser Heinrich war mit dabei; hier war es, wo — wie Thankmar von Hildesheim in der Biographie Bernwards schreibt⁹⁹), — der Bayernherzog, der selbst den ausbrechenden Streit sehr bedauerte, alles aufbot, um wieder Frieden zu schaffen. Es war der Anfang vom unglücklichen Abschluß der Romträume Ottos III. Denn nicht zum wenigsten gerade das Verhalten des Kaisers und der römischen Kurie gegen den verdientesten und ehrwürdigsten deutschen Kirchenfürsten in einer keineswegs klaren Sache hat die Entrüstung der Deutschen soweit genährt, daß sie dem Kaiser in peinlichster Lage die Hilfe verfragten. Die römische Synode hatte nämlich beschlossen, zur definitiven Beilegung des Handels und zur Beschwichtigung der Gemüter eine neue Synode in Sachsen, in Pöhlde am Harz, zu veranstalten, und der Papst hatte dazu einen jungen Günstling des Kaisers, einen sächsischen Kardinalpriester Friedrich, als Legaten entsandt, der im Vollgefühl seiner Würde sich schroffer gab, als es dem alten Willigis gegenüber am Platze war. Es kam, als die Pöhlner Synode am 22. Juni 1001 zusammentrat, zu ärgerlichen Auftritten und zu einem verschärften Bruch. Willigis reiste im Unmut ab. Der Legat sandte die Suspension und die Vorladung vor das Papstgericht hinter ihm drein. So lagen damals die Dinge, als der Bayernherzog über die Alpen hieinkam, um Hilfe für den Kaiser zu holen. Das Weitere wissen wir bereits. Und nun war Heinrich selbst König geworden; der Gross zwischen der Mainzer und der Hildesheimer Partei berührte ihn von da ab noch näher: ohne Frieden unter den geistlichen Führern kein ersprießliches Zusammenwirken für Kirche und Reich. Also mußte der Handel beigelegt werden um jeden Preis. Aber wie? Dem Willigis verdankte Heinrich seine rasche Krönung und damit die Entscheidung des Thronstreites, und mit Bernward, einer ihm verwandten Seele, hatte er sich inzwischen angefreundet. Rom hatte für Hildesheim gesprochen. Am besten war's also, wenn Willigis diesem Entschied sich fügte. Ende 1006 hat sich denn auch der Mainzer endlich den persönlichen Bitten des Königs gegenüber bereit erklärt, und nun konnte am 5. Januar 1007 die Gandersheimer Kirchweihe durch Bernward erfolgen. Es mag ein ergreifender Anblick gewesen sein, als — wie Bernwards Biograph erzählt¹⁰⁰), — nach dem Festakt, dem Willigis selbst assistiert hatte, der König, den greisen Erzbischof an der Hand, vor die Festgäste trat und seinerseits das bessere Hildesheimer Recht anerkannte, und wie dann Willigis auf Bernward zuschritt und ihm den Bischofsstab mit demütigen Worten überreichte: „Teuerster Bruder und Mitbischof, ich verzichte auf alle Rechte an diese Kirche und übergebe dir diesen Stab vor Christus und unserem Herrn dem König und unseren Brüdern als Unterpfand, daß künftig weder ich noch einer meiner Nachfolger einen Anspruch oder eine Rückforderung erheben werden!“ Es war das Werk des Heiligen.

Und noch eine alte Schuld hatte Heinrich von seinen Vorgängern übernommen, die ihm keine Ruhe ließ, das Unrecht, das Otto II. dem hl. Laurentius angetan hatte. In der Hölle der Lechfeldschlacht von 955 hatte Otto d. Gr. dem Tagesheiligen — es war am 10. August, dem Laurentiusstag, — die Errichtung eines Bistums in Merseburg gelobt und nach dem Siege das Gelübde eingelöst. Aber

schon 981 hatte die Stiftung dem Ehrgeiz eines einflußreichen Prälaten zum Opfer fallen müssen. Am 20. Juni 981 war der Erzbischof Adalbert von Magdeburg gestorben, und Bischof Giseler von Merseburg, ein Günstling des Kaisers, wäre gar zu gerne Erzbischof geworden. Aber die Kirchengesetze ließen einen Übergang von einem Bistum zu einem andern nicht zu. Da schlug Giseler die Aufhebung seines bisherigen und die Teilung seines Gebietes an die Nachbarn vor, und Otto II. ging darauf ein. Das Bistum Merseburg wurde aufgelöst und sein Bestand an Halberstadt, Zeitz und Meißen aufgeteilt und zum Teil von Giseler nach Magdeburg hinübergenommen. Schwerer Tadel hat den Kaiser darob getroffen. Der hl. Brun von Querfurt erzählt¹⁰¹) von einer Vision, die einem Mann aus der Umgebung des Kaisers — diesem zur Warnung — geworden sei: der Kaiser saß auf goldenem Throne, die Füße auf einen silbernen Schemel gestützt; rings um ihn eine Reihe erlauchter Bischöfe und Herren. Da trat leuchtenden Antlitzes ein unbekannter Jüngling ein, weiß gekleidet, mit gekreuzter Purpurstola über der Brust. Der schritt auf den Kaiser zu, nahm den Schemel weg und wandte sich wieder der Türe zu. Der, dem die Vision begegnete, sprang dem Fremden nach: „Herr, mach keine Ungeschicklichkeiten und gib den Schemel her; wer du auch seist, wie kannst du es wagen, den König vor seinem Volke zu beleidigen!“ Da wandte sich Laurentius — denn er war es, — zum Sprecher: „Wenn der Kaiser nicht gut macht, was er an mir gesündigt hat, wird ihm noch mehr geschehen; heute nehm' ich den Schemel, ein andermal den Thron.“

Aber der Kaiser ging nicht in sich, so erzählt Brun weiter, sei es aus eitler Menschenliebe, oder weil Gottes Zorn es nicht zuließ.

Und so hat ihm seine Jugend und sein Königtum nichts geholfen; mitten in der Blüte ist er eine Beute des Todes geworden. . . . Brun hat um 1003 geschrieben und ohne Zweifel dafür gesorgt, daß auch der König bei Zeiten von der Vision erfuhr. Was muß das für einen Eindruck auf Heinrich gemacht haben! Auf jener Merseburger Tagung am 25. Juli 1002, wo die Sachsen Heinrichs Königtum anerkannten, hatte sich auch Giseler nach anfänglicher Parteinaahme für Etkehard und Hermann ihm angeschlossen, und der König hatte ihm inzwischen sein besonderes Vertrauen dadurch bekundet, daß er ihn zum Verwalter seiner Eigengüter in Sachsen bestellte.¹⁰²) Wie er sich zunächst die heikle Lösung der Merseburger Frage dachte, vermögen wir nicht zu sagen; aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er den Tod des kränklichen Giseler abwarten wollen. Da wies Bruns Erzählung ihm den Weg — über Giseler weg. In den ersten Tagen von 1004 sandte er den alten Willigis nach Magdeburg, Giseler möge des Herrn eingedenk in seinen alten kranken Tagen gut machen, was er durch die Vernichtung Merseburgs bis auf diesen Tag gesündigt habe, dadurch daß er das ungerecht in Besitz genommene Magdeburg verlasse und das dortige Bistum wieder übernehme.¹⁰³) Giseler erbat drei oder vier Tage Bedenkzeit und zog sich auf sein nahees Gut Trebra zurück, von wo aus er Antwort geben wolle; zwei Tage darauf, am 25. Januar 1004, überraschte ihn der



Siegel des Basler Dompropstes v. Andlau 1439.



Siegel des Basler Dompropstes v. Mörsberg 1511.

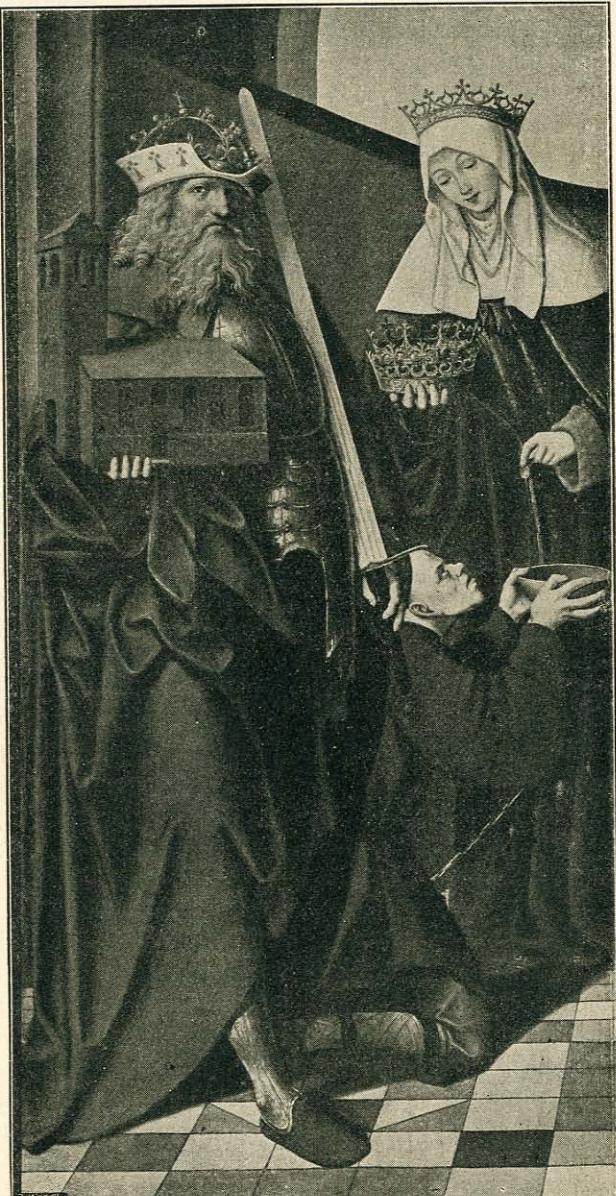
Tod. Damit war der Augenblick der Sühne gegenüber dem hl. Laurentius gekommen. Der König bestellte zu Gisilers Nachfolger in Magdeburg gegen die Wünsche des dortigen Kapitels, daß den Dompropst Walthard wollte, seinen Freund Tagino, der einst der stete Begleiter des hl. Wolfgang gewesen war und seit dessen Tod in der Umgebung Heinrichs sich befand, einen Mann, der seine Merseburger Wünsche kannte und teilte. Nachdem sie Gisiler beigesetzt hatten, ritten der König und der neue Erzbischof und ein vornehmes Gefolge nach Merseburg, wo an Lichtmeß Tagino von Willigis geweiht wurde. Dann zog Heinrich sich in die Pfalz zurück, „wo er allemal sich zu erholen pflegte“, — diesmal, „um durch Gewährung der lange ersehnten Nahrung seine Seele zu stärken“: am Anfang der fünften Woche des Jahres — so berichtet Thietmar¹⁰⁴⁾ weiter — berief er alle Großen des Reiches um sich und verlieh das Bistum der Merseburger Kirche seinem Kaplan Wigbert mit dem Stab des Erzbischofs Tagino und gab mit diesem zusammen der Kirche alles zurück, was sein Vorgänger ihr ungerecht entzogen hatte, unter Zustimmung der Bischöfe Arnulf von Halberstadt, Eido von Meißen und Hillward von Zeiz, an welche die Merseburger Diözese einst war aufgeteilt worden, — unter dem Jubel des ganzen Volkes. Noch am gleichen Tage wurde Wigbert von Tagino geweiht: die Sonne der Gerechtigkeit war über Merseburg wieder aufgegangen.¹⁰⁵⁾ Es war nun freilich für die damaligen Verhältnisse nicht leicht, den einstigen Besitz des hl. Laurentius aus seinem bisherigen Verband wieder herauszuschälen.¹⁰⁶⁾ Noch Thietmar, unser Chronist, der 1009 Wigberts Nachfolger wurde, hat mit Rückforderungen alter Rechte seiner Kirche zu tun gehabt. Indessen ist Heinrich dem Bistum getreulich auch später noch an die Hand gegangen, wie er gleich im Februar 1004 dem Bischof von Halberstadt zur Ablösung des Merseburger Burgbannes 100 Manßen (oder Huben à 10,8 ha) aus seinem Eigengut gab und Magdeburg und Zeiz durch neue Schenkungen mit seiner Politik versöhnte.¹⁰⁷⁾

Der Diakon Adelbert von Bamberg, der Heinrichs Heilsgeschichte nach der Kanonisation vom 14. März 1146 schrieb¹⁰⁸⁾, stellt die Restauration von Merseburg als die Folge eines mit Hilfe des hl. Laurentius siegreich bestandenen Slavenkrieges dar. Wir werden darauf noch in anderem Zusammenhang zurückkommen. Vorerst nur soviel, daß der schöne Mythos durch die scharfe chronologische Fixierung aller dieser Vorgänge seitens Thietmars hinfällig wird: nach Weihnachten 1003 von Dornburg aus die Sendung an Gisiler; am 25. Januar 1004 des Erzbischofs Tod; anfangs Februar die Tage von Merseburg, und von hier aus erst der Zug gegen die Milzener, der aber erfolglos blieb¹⁰⁹⁾; der siegreiche Feldzug gegen Böhmen-Polen gehört erst dem Sommer 1004 an.¹¹⁰⁾

Das wiedererstandene Merseburg sollte der christlichen Mission unter den Mittelslaven in den Lausitzien dienen, daß vorgehobene Meißen stützen. Aber Heinrich hatte von seinem Regensburg aus das Heidentum noch viel näher, bei den Wenden im Nordgau, am oberen Main und der Regnitz, wo das Christentum zwar schon seit Generationen daheim sein sollte, aber nur oberflächlich am Boden haftete.¹¹¹⁾ Der Bischof von Würzburg, in dessen Sprengel diese Gebiete gehörten, saß zu fern. Hier bot sich eine neue dringende Aufgabe für einen König von Heinrichs Art, — und er fasste ihre Lösung in seiner Weise groß an. Otto II. hatte einst dem Bänker von Bayern im Juni 973 dort in der Gegend die Stadt Bamberg und ein Gut nordwestlich davon im Volksgau geschenkt¹¹²⁾, die Heinrich geerbt hatte. Bamberg war

inzwischen sein Lieblingsstuhl geworden¹¹³⁾; bei seiner Heirat hatte er es seiner Gemahlin als Morgengabe überwiesen. Kunigunde, gleichen Sinnes mit dem König, ging auf die Idee, hieher einen Bischof zu segnen, mit Freuden ein: was konnten sie — ohne Kinder — Besseres und Lohnnederes tun, als Gott selbst zum Erben ihrer irdischen Güter bestellen!

So reiste der Plan, Bamberg zum Bistum zu machen — Gott zu Ehren und „damit das Heidentum unter den Slaven verschwinde und der christliche Name für ewige Zeiten dort blühe“. ¹¹⁴⁾ Noch ehe Heinrich mit seinem Plane hervortrat, begann er mit dem Bau des eines Bischofssitzes würdigen Domes. Dann wurde die materielle Unterlage für die Stiftung allmählich erweitert: am 6. Mai 1007 schenkte er seine gesamten Besitzungen in ein paar Grafschaften im Regnitz- und Volkfeldgau dorthin. ¹¹⁵⁾ Dann auf einer Synode zu Mainz an Pfingsten (25. Mai) 1007 leitete er in persönlicher Aussprache die Unterhandlungen mit Bischof Heinrich von Würzburg ein: einzig andessen Widerspruch konnte der Plan scheitern; denn Bamberg gehörte in seine Diözese. Indessen ging alles glatt: Bischof Heinrich trat die gewünschten Gebiete, die Grafschaft Ratzen- gau und den Rest des Volkfeldgaus ab und erhielt dafür 150 Männer im Meinungischen; und vor allem machte den Würzburger die Aussicht willfährig, selbst Erzbischof und Metropolit für das



Der hl. Kaiser Heinrich und die hl. Elisabeth.

Nach dem Gemälde von J. C. van Oitzanien.

neue Bistum zu werden.¹¹⁶⁾ So war in Mainz alles einverstanden, und so konnten zur Beschleunigung der Angelegenheit zwei königliche Kapläne nach Rom abgehen. Papst Johann XVIII. billigte den Plan, stellte auf einer Synode in St. Peter den Bestätigungsbrief aus und nahm die Neugründung in den besonderen apostolischen Schutz.¹¹⁷⁾ Am 1. November darauf tagte eine neue deutsche Synode in Frankfurt zum Stiftungsvollzug¹¹⁸⁾. Aber in dem päpstlichen Zustimmungsbrief war nur von einer Unterordnung des neuen Bistums unter den zuständigen Metropolitan — also Mainz — die Rede, nicht von einer Erhöhung Würzburgs. Bischof Heinrich glaubte sich übervorteilt und erschien nicht auf der Synode; sein Bruder Heribert von Köln war zwar anwesend, nahm aber das Vorgehen des Königs gleichfalls übel¹¹⁹⁾: noch in letzter Stunde schien das Werk scheitern zu wollen: da warf sich der König den Bischöfen in Demut zu Füßen, — um ihnen zu zeigen, daß er ihre Zuständigkeit in der Frage voll anerkenne, — aber auch zu zeigen, wie wichtig ihm die Sache war. Erschüttert trat Willigis auf ihn zu und hob ihn auf; Überraschung und Verlegenheit malte sich auf den Gesichtern der andern. Aber Heinrich mußte sie für sich haben, — sie alle. Er legte ihnen seinen Entschluß und die Gründe, die ihn dazu führten, noch einmal vor: wie er im Hinblick auf die Ewigkeit Christus zu seinem Erben erwählt habe, da er die Hoffnung auf Nachkommenschaft aufgegeben habe, und wie er sich selbst mit all dem Seinen dem ungeborenen Vater zum Opfer zu geben längst bei sich entschlossen sei; wie er geglaubt habe, mit der Errichtung eines Bistums in Bamberg heute einen Teil seiner Wünsche erfüllt zu sehen, und wie nun der Ehrgeiz des einen Bischofs ihm dazwischen trete; er bat sie inständig, durch einen derart unedlen Widerspruch nicht von ihrer Pflicht, der Erhöhung der hl. Kirche zu dienen, sich abbringen zu lassen. Da aber erhob sich Beringer, der bevollmächtigte Kaplan des Würzburgers: sein Herr sei nur aus Furcht vor dem König weggeblieben; er habe seinerzeit geschworen, jeden Schaden von seiner Kirche fernzuhalten, und er lasse alle Anwesenden bei der Liebe Christi bitten, ihm dabei zu helfen, schon in eigenem Interesse. Beringer machte entschieden Eindruck. Da warf sich der König den Zaudernden wiederholt zu Füßen. Und nun griff Willigis ein, den des Königs erbarmte, und fragte den Magdeburger Freund Tagino, ob man dem Willen des Königs stattgeben könne. Tagino bejahte, und nun schlossen sich der Reihe nach die Stimmen der Versammelten im gleichen Sinne an: solcher Demut und solcher Kirchlichkeit konnten und wollten sie nicht widerstehen. Und nun wurde ein Protokoll angefertigt und von sämtlichen Anwesenden — auch von Heribert — unterzeichnet. Dann präsentierte Heinrich den neuen Bischof, seinen Kanzler Eberhard, den Willigis noch am gleichen Tage weihte. So ist Bamberg Bistum geworden. 28 Urkunden¹²⁰⁾, durch die er unterm nämlichen 1. November die jüngste Bischofskirche beschenkte, zeugen von der Freude des Königs wie von der Bedeutung, die er dem Siege beilegte.

Heinrich von Würzburg hat noch ein paar Monate gegrollt, bis er, namentlich von Arnulf von Halberstadt gedrängt, am 7. Mai 1008 ebenfalls nachgab und sich mit ein paar Orten entschädigen ließ.¹²¹⁾ Der König ist zu diesem Zweck eigens nach Würzburg geritten.

1012 am 6. Mai, dem vierzigsten Geburtstag des Königs, konnte der Dom zu Ehren der seligsten Jungfrau, der hl. Apostel Petrus und Paulus und der Heiligen Georg und Kilian eingeweiht werden: es war einer der glänzendsten aus der Reihe

der glänzenden Tage, die Heinrich und sein Andenken für Bamberg gebracht haben. Über 40 Bischöfe hatten sich eingefunden; dazu die beiden fürstlichen Äbtissinen Adelheid und Sophie, die Schwestern Ottos III., und eigene päpstliche Gesandte. Bischof Eberhard nahm die Weihe des Hauptaltars vor, die der übrigen die vornehmsten von den geistlichen Gästen, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Magdeburg, der Patriarch von Aquileja und der Primas von Ungarn. Reiche Reliquien¹²²⁾ wurden in den einzelnen Altären niedergelegt, darunter Heiltümer, die Bamberg zu einer der ehrwürdigsten Stätten auf deutschem Boden machten. Als dann am 22. Juni 1012 ein neuer Papst den apostolischen Stuhl bestieg, bestätigte auch der nochmals Stiftungen und Schenkungen am 21. Januar 1013. Und als Heinrich das Jahr darauf, im Februar 1014, in Rom die Kaiserkrone holte, ließ er auch diese Gelegenheit nicht vorüber, ohne an sein Bamberg zu denken und es fürstlich zu beschenken.

Und wozu das alles? Nur eine aller Sorgen überhobene Stiftung konnte seiner Überzeugung nach voll und ungeteilt sich der großen Aufgabe widmen, die er Bamberg zugesetzt hatte, der Vertiefung des Christentums unter den Slaven und der Erweiterung des Reiches Gottes auf Erden, ein Ziel wahrlich aller Opfer — und auch jener Selbstverdemütigung vor der Synode wert. Ein himmelweiter Unterschied zwischen Frankfurt und Kanossa! Heinrich der Heilige blieb groß auch in der Demut, — groß für die Umgebung, für die Augenzeugen, die wußten, daß seine Stimmung einer großen, königlichen Seele entsprang. Nie hat es jemand gewagt, seine Weichheit zu mißbrauchen. Er hat auch in der Demut überwältigt, weil sie echt war. Man hat es beanstanden wollen, daß er Untertanen gegenüber sich auf unwürdiges, unkönigliches Bitten verlegte. Die Sache lag indessen für Heinrich anders. Die Gesamtheit der Bischöfe, die Synode, stand ihm als Kirche, als koordinierte Macht gegenüber. Seine Angelegenheit spielte auf einen fremden Boden hinüber, wo für ihn, den König des beginnenden elften Jahrhunderts, andere Kompetenzen in Frage kamen. Wollte er durchsetzen, was ihm am Herzen lag, so mußte er unterhandeln,



Kaiser Heinrich der Heilige.
Nach dem Gemälde des Bartholomäus Bruyn († 1556).
(Alte Pinakothek, München.)

bitten, — je größer die Schwierigkeiten und je wertvoller in seinen Augen das Handelsobjekt, desto angelegentlicher und wirtschaftlicher. An seiner Stellung zum einzelnen Bischof und Bistum hat das nichts geändert: er ist's, der nach wie vor über ihre Stühle verfügt und nach seinem persönlichen Gutdünken den geeigneten Mann für eine vakante Stelle ernennt.

Heinrich hat seinen Stolz darein gesetzt, Kirchen und Klöster blühen zu sehen, — das zeigen die Hunderte von Urkunden, die wir aus seiner Kanzlei kennen. Regensburg, Stedernburg in der Hildesheimer Diözese, Kaufungen, Basel haben durch seine Kunst oder wenigstens mit seiner Hilfe herrliche Gotteshäuser erstehen sehen. Im Mittelpunkt seiner Fürsorge aber blieb das geliebte Bamberg. Bald nach der Bistumsgründung hat der König den Grund zu zwei weiteren herrlichen Stiftungen gelegt, St. Stephan im Süden und der Abtei St. Michael auf der Höhe nördlich über dem Dom, — so daß, wie der Diakon Abelbert sagt, „die auf den unerträglichen apostolischen Felsen erbaute Stadt, welche bereits die Mauer und die Festungsarbeiten der Verdienste des hl. Georg und der andern (Dom-)Heiligen ringsum schützen, nun durch einen neuen festen Turm, den hl. Stephan, auch gegen die feindlichen Geschosse der Nachbarn gesichert und durch Engelschutz gegen erstarrenden Nordwind gedeckt ist“.¹²³⁾ Als St. Stephan aufgebaut war, bot, wie wir wissen, die Kirchenweihe dort den Vorwand zur Reise Benedikts VIII. nach Deutschland; und der Umstand, daß der Papst selbst das Stift weihte, gab der jungen Bischofsstadt neuen Glanz. Die Abtei auf dem Michelsberg aber wurde bald weithin gerühmt als eine der ersten Schreib- und Malschulen des Reiches. Und auch hiefür hat Heinrich den Grund gelegt. Die beiden Prachtbände, das Missale und das Evangelienbuch, die der König zur Domweihe 1012 stiftete, zeigten deutlich genug, welch große Stücke er auf schöne Kirchenbücher hielt: eine Reihe von Handschriften¹²⁴⁾, die Heinrichs Dome und Klöster überlebt haben, beweist heute noch, daß seine Impulse fruchtbar geworden sind. Und wenn die Miniaturmalerei auf der Stufe, wie die Bamberger Kodizes sie vertreten, doch nur im Gefolge und als Begleiterscheinung einer blühenden Architektur denkbar ist, und wenn wir immer wieder von dem Baumeister unter Heinrich II. lesen, so schließen wir auf ein bewußtes Vorwärtsstreben der deutschen Kunst auch auf diesem Gebiet, — gefördert vor allem durch die Anregungen und Aufträge des Königs. Dessen Impulse aber entsprangen ohne Zweifel eigenem Kunstverständnis¹²⁵⁾, in letzter Linie seinem kirchlichen Sinn, der Sorge für die Würde des Gottesdienstes, für die Ehre Gottes; „denn es ist unsere Pflicht, von den uns von Gott verliehenen Glücksgütern vor allem die heiligen Gotteshäuser auszustatten“, sagt er in seiner letzten bekannten Urkunde für Fulda.¹²⁶⁾

Und wie jede Kirchenschenkung und jeder Bau Zeugnis ablegen sollte von seinem christlichen Glauben, seiner Hoffnung und Liebe — ob amore domini nostri Jesu Christi urkundet er¹²⁷⁾, im Bewußtsein, daß, „was er aus Liebe zu Gott den Kirchen schenkt, ihm zum zeitlichen und ewigen Heile gereichen werde“¹²⁸⁾, — so unterstellte Heinrich auch alles, was er am inneren Ausbau des Reiches durch bürgerliche und kirchliche Gesetzgebung tat, dem transzendentalen Gedanken der Pflicht und Verantwortlichkeit. 1002 — nach jenem Zug an den Bodensee — ging er, anstatt, wie die Freunde rieten, Konstanz Gewalt anzutun, nach Franken, weil dort die Not der Armen ihn rief.¹²⁹⁾ Anfangs 1003 begab er sich aus dem nämlichen Grund ins Moselland, „weil er wußte, daß, wo der König nicht immer wieder selbst

nachah, des Schreibens und Klagens der Armen kein Ende war".¹³⁰⁾ Und gelegentlich dieses Lothringer Aufenthalts war es auch, wo er durch sein unerbittliches Vorgehen für die kirchliche Ehegesetzgebung auch den Größten des Reiches gegenüber — es handelte sich um die wegen Blutsverwandtschaft der Gatten angefochtene Ehe Herzog Konrads von Kärnten mit Mathilde, der Tochter Herzog Hermanns von Schwaben, — sich den Ehrennamen des „Urhebers der Gerechtigkeit“ (auctor justitiae) schöpfe.¹³¹⁾ Auf einer Synode in Dortmund im Juli 1005 brachte der König die gesunkene Kirchenzucht zur Sprache und erließ neue Gesetze, weil er sich durch die bisherigen Zustände in seinem Gewissen beschwert fühlte, „um seine eigene große Sündenlast zu erleichtern“.¹³²⁾ Thietmar teilt ein Dekret aus diesen Beschlüssen betreffend die Fastenordnung mit: am Vorabend von Johannis Bapt., Peter und Paul, Laurentius und Allerheiligen soll bei Brot, Wasser und Salz gefastet werden, ebenso am Freitag vor Weihnachten; an den Vorabenden der Marien- und den Aposteltagen und an den Quatembern gelten die Vorschriften wie für die vierzigtägige Fastenzeit. Ist es schon interessant, derartige kirchliche Interna durch königliches Gesetz geregelt zu sehen, so zeigt ein anderer Passus, der im Dortmunder Dekret diesen Bestimmungen voransteht, den König vollends in seinen geheimsten Gedanken und Sorgen: jedesmal beim Hingange eines der versammelten Bischöfe sollten die andern alle innerhalb 30 Tagen je eine Totenmesse lesen, 300 Arme speisen, 30 Denare Almosen geben und 30 Kerzen brennen; ebenso soll jeder Ordenspriester eine, jeder Weltpriester drei Messen, jeder Diakon und Minorist zehn Psalmer beten; Herzog Bernhard von Sachsen, der auch dabei war, verpflichtete sich je zur Speisung von 500 Armen und zu 30 Kerzen; König und Königin versprachen 1500 Denare und ebensoviele Armen-Mahlzeiten: die Ewigkeit, die Sicherung des Seelenheiles war der treibende Gedanke wie für die Schenkungen und Stiftungen so für Heinrichs ganze Berufsauffassung und Betätigung. Und seine Zeit ist damit gut gefahren: nur mit dem Hinweis auf eine Verantwortung und Abrechnung im Jenseits hat die Fehdelust und der Ungeist jener kraftvollen, ungeschlachten Generation gemeistert und eingedämmt werden können. Darum ließ Heinrich überall, wo er Händel zu schlichten und Ordnung zu schaffen hatte, die Beteiligten Frieden schwören — auf Seele und Seligkeit¹³³⁾, — und daher auch ohne Zweifel der von den Zeitgenossen gerühmte handgreifliche Erfolg seiner Friedensgebote. Daß daraus die Kirche in erster Linie Vorteil zog, lag wiederum in den Zeitverhältnissen. Das umgeschüttzte, verlockende Kirchengut war in unruhigen Zeiten den großen und kleinen Dieben am ehesten preisgegeben; an den Kirchen und in den Klöstern hat man entsprechend auch die Segnungen des Friedens zuerst verspüren müssen. Kirchenfriede aber war für damals das Symptom einer Blütezeit überhaupt. So können wir es mitfühlen, wenn dem Diakon Bebo und allen „Freunden des Friedens“ (amatores pacis) beim Blick auf den rasch alternden fränkischen Kaiser vor der Stunde bangte, da er nicht mehr sein würde: „Denn wenn du einmal hinsinkst, wird wieder alle Tugend schwinden, alles hinwinken, was unter deinem Schutz heute in entzückender Pracht dasteht; der Landmann bebaut fröhlich sein Feld; geistliche Tugend blüht im Chor; nach den vom Himmel verliehenen Fähigkeiten obliegt jeder seinen Studien, und unter deiner kräftigen Obhut dünkt sich selbst die Armut reich. Frohes Heil und Glück dir noch lange Jahre!“¹³⁴⁾



Kaiser Heinrich.

Glasmalerei von Meister Anthony um 1520; im Kreuzgang zu Wettingen.

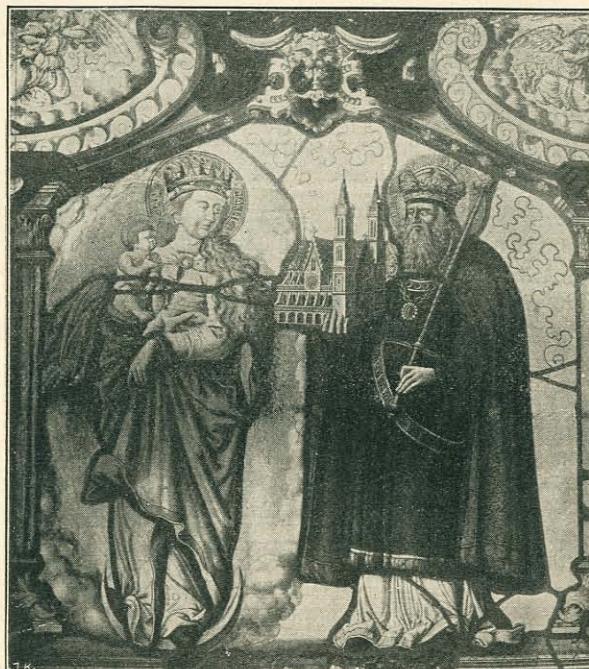
IV.

Min sèle sol immer sín
gereit in den handen min.
Eberhard 269—270.

So klar die politische und kirchliche Tätigkeit Heinrichs in der Geschichte sich abhebt, auf die wenigen Anhaltspunkte, welche die Quellen über die allgemeinen psychologischen Schlüsse hinaus bieten, ein Bild auch des Innenselbsts des prächtigen Mannes zu bauen, wäre gewagt. Thietmar hat dieser Seite wenig Beachtung geschenkt, und dann ist er ja auch sechs Jahre vor dem Kaiser gestorben. Oder sollte doch mehr hinter dem einen oder anderen Wort stecken, als er anscheinend sagt? So, wenn er erzählt¹³⁵), der König sei in der Haftzeit 1013 in Werla von seinem Unterleibsleiden besessen worden, und während dieser Zeit sei ihm vieles durch Gesichte geoffenbart worden? Thietmar hat davon erst später erfahren und die Notiz auf einer Kastur in seinem Manuskript nachgetragen. Und auch das bietet vielleicht einen Fingerzeig für die ethische Wertung des Königs, daß Thietmar weiterfahren kann, Heinrich sei zuletzt durch die Tränen und das Gebet von vielen wiedergenesen. Wie dem sei, Thietmar anerkennt rüchhaftlos zum wenigsten die ungewöhnliche Herzengüte des erhabenen Herrschers, eine Gemüthsart, „die nur vom Himmel kommen konnte“¹³⁶), und röhmt seinen heiligen Gottesfeier, „obgleich er Mensch war“. Ein einzigesmal will es Thietmar scheinen, als sei der Kaiser ungerecht gewesen, als er auf dem Tag zu Alstedt im November 1014 seinen, des Chronisten, Verwandten, den Herren von Walbeck, ein Besitztum entziehen wollte, worüber „alle Völker murerten und den Gesalbten des Herrn der Sünde ziehen“¹³⁷); indessen handelte es sich dabei um die Sühne eines Landfriedensbruchs vor offenem Gericht, wo von „Unrecht“ keine Rede sein konnte, wie denn auch der Widerspruch von anderer Seite den Kaiser von seiner Absicht abbrachte. Und noch einmal — bei einem andern, dem Biographen des

Abts Poppo von Stablo, nur ein Menschenalter nach Heinrichs Tod, — begegnen wir einem Vorwurf gegen den Heiligen, der aber noch weniger stichhält. Poppo sei einmal nach Bamberg gekommen und habe mit angesehen, wie der Kaiser zu seiner und des Hofs Belustigung einen mit Honig bestrichenen Mann von Bären habe ablecken lassen, worüber Poppo ihm heftigen Vorhalt gemacht und das Versprechen der Abstaltung derartiger Roheiten für alle Zeiten abgenommen habe.¹³⁸⁾ Indessen reimt sich ein so frivoles Spiel mit Menschenleben doch unmöglich mit dem, was wir unanfechtbar von des Kaisers Art sonst wissen, seiner Herzengüte und Gemütsweichheit und seiner mitleidigen Fürsorge gerade für die Verlassenen und Hilflosen, — abgesehen davon, daß einer, der den Kaiser besser kannte als der jüngere Mönch in Stablo, der Bamberger Dichter des uns schon bekannten Klagesliedes, direkt die Abneigung Heinrichs gegen Vergnügungen hervorhebt.¹³⁹⁾ Daß Gaukler und Tausendkünstler die Umgebung des Kaisers suchten, hat sich an einem glänzenden Hof, wie er Heinrich zu Festzeiten zu umgeben pflegte, ja nicht wohl verhindern lassen. Der ganze Bericht hat übrigens sichtlich einzig nur Poppo's größere Ehre im Auge — als Illustration seines Einflusses oder Freimuts. Ebenso wenig entspricht es Heinrichs Art, wenn die Biographie Bischof Meinwerks von Paderborn in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erzählt, der Kaiser habe den Bischof zum besten gehalten, indem er in der Oration der missa pro defunctis im bischöflichen Messbuch bei famulorum famularumque die Silbe fa radieren und den arglosen Meinwerk die verstümmelten Worte singen ließ.¹⁴⁰⁾ Heinrich hatte denn doch zu große Achtung vor dem Heiligtum; Thietmars und Adalbolds gelegentliche Notizen über die Art, wie er die Kirchenfeste und Fasten beginnt, sind der beste Gegenbeweis.

Es ist also nicht viel, was Thietmar bietet, und Adalbolds Versuch, psychologisch tiefer zu dringen und den „Heiligen“ zu zeichnen, ist ja leider Bruchstück geblieben. Gleichwohl — das Wenige da und dort genügt, bei Heinrich den vollen Einklang von Gemüttung und Tat zu erweisen. Ein Mann, der so zielbewußt im großen wie im kleinen für die Kirche eintrat, war durch und durch religiös, katholisch — und so hat der Diakon Bebo recht: „Wenn du nicht“ — schreibt er in jenem Briefe an Heinrich¹⁴¹⁾ — „die Fülle des Gesetzes, die Liebe zu Gott und dem Nächsten



Glasgemälde von Stoffel Murer 1579; im Kreuzgang zu Wettingen.

im Herzen trügest, könntest du nicht mit all dem Deinen dem Papst und seinen Dienern so treu ergeben sein.“ Heinrich gründet und restauriert Klöster und Bistümer, weil er dem Zerfall der deutschen Kirche wehren will, aber — ich stehe nicht an, Thietmars Wort¹⁴²⁾ zu verallgemeinern, — „mehr noch als die Not der Kirche bestimmte ihn, was weit exhabener ist, die Liebe Christi“. Und sicher ist es charakteristisch, daß Heinrich bei der feierlichen Einweihung seiner vielen Stiftungen nie gefehlt hat. Zahlreich sind ferner die Andeutungen der großen Verehrung Heinrichs für die Heiligen, ein Zug, der sich zu Anfang seiner Regierung einmal sogar in seiner Titulatur kundgibt: „Heinrich, durch des allmächtigen Gottes Güte und den Beistand seiner Heiligen König“. ¹⁴³⁾

Wir begreifen, daß ein derartiger Mann an den Stätten, welche seiner „honi-gtriefenden Güte“, wie Thietmar einmal sagt¹⁴⁴⁾, sich hatten freuen dürfen, unsterblich blieb, vor allem im bevorzugten Bamberg, — und dann begreifen wir auch, daß sich das Bild dieses Guttäters nicht in seiner historischen Einfachheit erhalten konnte: ein derartiger Kirchenfreund mußte nach dem Bedürfnis späterer Generationen viel größer, viel markiger aus seiner Zeit heraustreten; ein Mann von so hervorragend kirchlicher Gesinnung mußte auch hervorragend begnadet und ausgezeichnet sein. So bemächtigte sich die Legendenbildung der verehrungswürdigen Gestalt — um so leichter, als Heinrichs kinderlose Ehe und seine Krankheit reichen Spielraum ließen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ist der Heinrich der Bamberger Tradition schon ein völlig anderer: keine Spur mehr von den Nöten und Arbeiten und Misserfolgen des Politikers und von der Selbständigkeit des Kirchenmannes: Heinrich ist vollendet Wunderheiliger geworden. Und wenn man sich mit der Legendenbildung in ihren zarten Grundgedanken noch befrieden möchte, so hat eine spätere derbere Phantasie geradezu ein Herrbild aus dem Heiligen gemacht, das mehr oder weniger ausgeprägt sich über das Mittelalter hinaus erhalten hat. Das Ungewöhnliche gefiel, und so hat auch das herrliche Heiligengrab im Bamberger Dom, ein Meisterwerk des Würzburgers Dill Niemenschneider (1513 vollendet), gerade das Unhistorische festgehalten.

Wir haben schon oben in einem anderen Zusammenhang von den Prophetien gesprochen, die Heinrichs Königtum ankündigten. Ein ähnlicher anmutiger Zug wird von seinem Kaiserthum erzählt. Der Mönch Othlon ist's wieder, der die hübsche Episode nicht ganz ein Menschenalter nach Heinrichs Tod niederschrieb¹⁴⁵⁾ — ohne daß aber dadurch das Geschichtchen wahrscheinlicher wird. „Als König Heinrich noch nicht Kaiser war, erschien ihm im Traume der hl. Wolfgang. Es war ihm nämlich, als ob er in der Kirche des hl. Emmeram am Grabe des seligen Wolfgang betete. Da sah er plötzlich den Heiligen an seiner Seite stehen, wie er ihn anredete: Blicke auf und sieh die Schrift an der Wand dort neben meinem Grab! Da stand geschrieben: „Nach sechs!“ Als Heinrich erwachte, konnte er den Gedanken an die zwei Wörtchen nicht mehr los werden. Er glaubte zunächst, nach sechs Tagen werde er sterben müssen, und traf reichliche Fürsorge für die Armen. Aber die sechs Tage gingen um ohne körperliches Übelinden, und nun dachte er, es werden wohl sechs Monate gemeint sein. Aber auch sie brachten die befürchtete Lösung nicht, — also wird's wohl sechs Jahre bedeuten, sagte er sich, und er verbrachte die ganze Zeit in banger Furcht. Als aber auch die sechs Jahre um waren und das siebente anbrach, erhielt er durch die päpstliche Weihe die Kaiserwürde, und nun wußte er, was jenes Gesicht

zu bedeuten hatte, und er dankte Gott und dem hl. Wolfgang.“ Aber abgesehen davon, daß weder Thietmar noch die vertrauten Mönche von Cluny von der Sache wissen, schließt Heinrichs Politik und sein ganzes Verhalten zwischen 1008 und 1014 die ihm insinuierten Todesgedanken aus. Indessen ist die Erzählung ja auch nicht um Heinrichs willen, sondern zur Verherrlichung St. Wolfgang's entstanden.

Auch um Heinrichs Heidenkämpfe hat sich eine Tradition gebildet. Hier aber sind wir nun direkt imstande, Geschichte und Sage zu scheiden, den Bamberger Heiligen vom König zu trennen. Adelbert¹⁴⁶⁾ weiß zu berichten: Als Heinrich entschlossen war, gegen die Slaven ins Feld zu ziehen, habe er im Walbeck (bei Helmstedt) das Schwert des hl. Märtyrers Adrian, das seit langer Zeit dort verwahrt wurde, umgegürtet und sei auf der Fahrt zunächst nach Merseburg gekommen, das er verödet und dem Untergang verfallen vorsand. Da habe er dem hl. Laurentius — das Merseburger Bistum war ja dem Heiligen des 10. August, des Tages der Lechfeldschlacht von 955 geweiht, — gelobt, Merseburg wieder herzustellen, wenn es ihm gelänge, mit des Heiligen Hilfe die Barbaren dem römischen Reiche und dem Christentum zu unterwerfen. Auf die Kunde vom Nahen des Feindes habe er sich und sein Heer in inbrünstigem Gebet den Heiligen Laurentius, Georg und Adrian empfohlen, und

habe das ganze Heer durch den Empfang des Leibes und Blutes des Herrn sich gestärkt. Und als es nun zur Schlacht kam, habe er die Seinen durch Ansprache und Gebet nochmals angefeuert, und — „da wurde es vor seinen Augen licht und er sah die drei hl. Märtyrer und einen waffendrüenden Engel vor den Seinen herziehen und die feindlichen Haufen in die Flucht schlagen; wie das Heer des Senacherib vom Engel Gottes vernichtet und geschlagen wurde, so ist die ganze Barbarenmenge durch des Herren Macht zermalmt und zerstreut worden, ohne daß Christenblut floß“. . . . Ein herrlicher Tag! Nur das war von den drei Heiligen nicht recht (so spinnt Eberhard v. Erfurt mit gutem Humor die Situation aus¹⁴⁷⁾), daß sie nicht daran dachten, daß den Schwaben der Vortritt in der Schlacht gebühre. — Wir sahen indessen, daß sich die Polenexpeditionen von 1004 und 1005 denn doch etwas anders



Glasgemälde von Wolfgang Spengler von Konstanz 1660.

(Histor. Museum, Basel.)

abwickelten! Aber es ist der gemeinsame Zug aller religiös infizierten Schlachtentraditionen, daß der Herr und seine Heiligen um der eigenen Sache willen selbst eingriffen, — und diesen Zug hat man bei Heinrich nicht missen wollen.

Weit mehr aber interessiert uns, was in bester Absicht die Tradition aus Heinrich persönlich, aus seinem Alltags- und Innenleben gemacht hat. Denn hier war es ihr darum zu tun, das Heiligenbild zu vollenden, den Kaiser unserer niederer, drückenden Erdenatmosphäre zu entrücken. Die Legendenbildung ist dabei doppelt interessant, weil wir einerseits den historischen Heinrich hinlänglich kennen, um die gutgemeinten Zutaten zu erkennen, und andererseits feste Anhaltspunkte haben, von denen aus die Sagenbildung sich verstehen und verfolgen läßt.

Da war es vor allem Heinrichs kinderlose Ehe, die zu Mutmaßungen geradezu herausforderte, — und was wäre geeigneter gewesen, den Heiligen zu illustrieren, als die naheliegende Erklärung, daß die Gatten in jungfräulicher Ehe gelebt haben? Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ist diese Auffassung bereits eingebürgert: Abt Ekkehard von Aura und der Mönch Leo in Montecassino berichten ungefähr gleichzeitig davon, beide freilich nur ganz kurz und unter ausdrücklicher Betonung des «on dit.»¹⁴⁸⁾ Zwei Menschenalter später weiß der Biograph Adelbert nicht nur die Tatsache ganz bestimmt, sondern die Sage hat bereits jenen herben, bizarren Zug angenommen, der den an sich gewiß schönen Gedanken entstellt und Heinrich, ohne es zu wollen, herabwürdigt: Heinrichs Verdacht gegenüber der Gattin und die Feuerprobe der Kunigunde, — und dann war es nur noch ein kleiner Schritt zu der rohen Detaillierung des Vorgangs, wonach der König die hohe Frau auf den Mund schlägt, als sie vor dem versammelten Gericht das Geheimnis ihrer Jungfräulichkeit verrät. Es ist interessant, den ungefährten Wortlaut festzuhalten. Adelbert erzählt¹⁴⁹⁾: „Dass seine (Heinrichs) Freigebigkeit Gott gegenüber keine Grenzen kannte, das beweist der Besitzstand der Bamberger und vieler anderer Kirchen. Natürlich, denn er brauchte ja niemanden etwas zu hinterlassen, da er nur Gott zum Erben hatte. Denn Kinder dem Fleische nach hatte er nicht und erwartete er nicht, da es ganz gewiß ist (certissime probatum est), daß er die, die in den Augen der Welt seine Frau war, Kunigunde, nie erkannt, sondern wie eine Schwester geliebt hat.“ Aber, so fährt Adelbert fort, bei solchem Heroismus konnte natürlich der Verfucher nicht ausbleiben. Der Teufel dachte sie zu verderben und griff die Kunigunde an ihrer Ehre an; „auf seine Einfüsterungen wurde durch ausgestreuten Verdacht die Ehre der Frau angetastet, die nichts von Verführung wußte“. Aber weil mit sich selbst grausam ist, wer sich aus dem Leutegerede nichts macht, wählte die Königin zu ihrer Rechtfertigung das Urteil der glühenden Pflegeisen, — ein Gerichtsweg, der um der Herzenshärte der Menschen willen erfunden ist. Und als die Gotteserwählte zum Gericht wie ein Lamm zur Schlachtkbank geführt wurde, seufzte sie auf und sprach: „Herr und Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, der du Nieren und Herz durchforschest, sei du mein Richter und errette mich; dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich nie je weder diesen Heinrich, noch einen andern Mann erkannt habe!“ Und dann schritt sie unter dem Staunen und den Tränen aller Anwesenden bloßen Fußes über die Eisen, ohne Spur einer Brandwunde. So hat der allmächtige Gott seine reine Auserwählte bewahrt und ihre Unschuld dargetan und die Reinheit durch die Demut gerettet. . . .

Ungefähr gleichzeitig weiß man in Sachsen im Kloster Pöhlde schon ein wenig mehr: ein Herzog hat die Königin verleumdet und das Gottesurteil veranlaßt; aber

als die Unschuld der Heiligen sich so glänzend herausstellte, konnte Heinrich sich nicht enthalten, der treuen Gattin den Verdacht durch einen Fußfall abzubitten.¹⁵⁰⁾ Ein weiteres Menschenalter später ist die Sage zum Klosterroman ausgewachsen: der Teufel in Rittergestalt tritt in Heinrichs Abwesenheit früh aus dem Schlafgemach der Kaiserin — zur Verwunderung der Bosen. Der Vorgang wiederholt sich zu aller Betrübnis ein zweites und drittes Mal vor aller Augen. Nach erfährt auch Heinrich davon, der die böse Kunde erst nicht glauben will; aber als ihm das gleiche von allen Seiten zugetragen wird, muß er überzeugt sein. Er kehrt traurig nach Bamberg zurück, will aber von Kunigunde nichts mehr wissen. Die Kaiserin denkt sich den Grund und tritt vor den Gemahl, beteuert ihre Unschuld und verlangt ein Gottesgericht. Man schreitet zu den Pflugsharen. Zwei Bischöfe geleiten sie. Als es ernst werden soll, will Heinrich, der jetzt von allem Verdacht geheilt ist, sie zurückhalten. Aber Kunigunde dringt auf die Gottesentscheidung. Ehe sie den Fuß auf das glühende Eisen setzt, betet sie und — verrät ihr Ehegeheimnis, ganz wie bei Adelbert. Da aber fährt der Kaiser auf und schließt der Unvorsichtigen den Mund so gewaltsam, daß Blut die Gewandung übergießt. Und als das der Kaiser sieht, tut es ihm leid, und er weint bitterlich. Mittlerweile schreitet Kunigunde über die Eisen; auf dem zwölften macht sie Halt — zu einem innigen Dankgebet, — und nun fällt Heinrich ihr zu Füßen und bittet um Verzeihung.¹⁵¹⁾

In dieser Fassung hat dann um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Eberhard von Erfurt die Erzählung in deutsche Reime gebracht und damit der Legende zu weiterer Verbreitung geholfen.

Zeigt schon die Sagenausgestaltung die Haltlosigkeit der Legende, so haben wir überdies positive Gründe, die uns bestimmen, die jungfräuliche Ehe und damit auch das Gottesgericht abzulehnen. Zwar ist mit der oft angeführten Urkundenformel, wonach Heinrich Kirchen und Klöster bedenkt „zum Heil seiner Seele und für den Bestand des Reiches und das Wohlergehen der Gattin und des königlichen Sprossen (pro conjugis proliisque regalis incolumitate)“¹⁵²⁾, nicht mehr zu rechnen, seitdem man weiß, daß den betreffenden Urkunden karolingische Formulare zugrunde lagen; und ebenso ist ohne Zweifel die Bamberger Litanei in Heinrichs libellus gradualis¹⁵³⁾ mit der Fürbitte für die nobilissima proles regalis an ein allgemeines Formular angelehnt. Aber um so schwerer wiegen andere Momente. Der Jesuit Sollier in den Acta sanctorum meint, bei den Zeitgenossen, Thietmar und Adalbold, dürfen wir freilich Aufschluß in unserer Frage nicht erwarten, da sie Heinrichs Leben nicht überholten, und da das Kaiserpaar doch auch sein Ehegeheimnis nicht an die große Glocke gehängt haben werde. Wohl! Aber einmal ist mehr als wahrscheinlich, daß wir bei Thietmar doch etwas hören müßten, wenn das Gottesurteil vor 1018 fiel; nach Thietmars Tod aber war die Kaiserin doch schon zwanzig Jahre verheiratet und einem Verdacht nicht so leicht ausgesetzt. Dann aber haben wir direkte Beweise dafür, daß die Weltwelt dieser für das Königshaus bedeutsamen Angelegenheit ihr volles Interesse entgegenbrachte. Thietmar¹⁵⁴⁾ läßt den König anlässlich der Stiftung des Bamberger Bistums 1007 sagen, er habe Christus zum Erben eingesetzt, da er doch keine Hoffnung auf Nachkommenschaft haben dürfe. Ähnlich Arnulf von Halberstadt in einem Brief an Bischof Heinrich von Würzburg vom November 1007.¹⁵⁵⁾ Und in Cluny, bei den befreundeten Mönchen, wußte man noch zwanzig Jahre nach Heinrichs Tod nicht anders, als daß Kunigunde ungesegnet

geblieben sei, was aber den Kaiser nicht habe bestimmen können, sie zu entlassen.¹⁵⁶⁾ Hier hätte man um die Mitte des ersten Jahrhunders von dem echt mönchischen Zug in Heinrichs Leben wissen müssen, wenn man damals auch in Bamberg schon davon gewußt hätte. Heinrichs Ehe war eben kinderlos, und aus diesem Umstand ist leicht eine Josephsehe geworden, als man anfing, in Heinrich ausschließlich den Heiligen zu sehen.

Zur Verdächtigung der Kunigunde nach Adelberts Bericht aber ist es von Wert sich zu erinnern, daß gleichzeitig, mitte des zwölften Jahrhunderts, die nämliche Sage — Anklage und Feuerprobe — auch von einer anderen Königin, der unschuldigen Gemahlin Karls d. Dicken, im Umlauf war¹⁵⁷⁾: das Motiv war — wohl unter dem Einfluß der französischen Tristansage — damals Modestoff.

Vollends aus einem rein hagiologischen Vorstellungskreis herausgewachsen ist, was der schon erwähnte Klosterroman in den „Zusätzen“ bietet: Als der Ruhm des herrlichen Kaisers überall verkündet wurde und die Feinde des Glaubens von ihm unter das Joch Christi gebeugt waren, neue Kirchen erstanden und verfallene wieder aufblühten und der Herrscher ruhmvoll das Reich mehrte und erhöhte, wie ein Regen zur rechten Zeit die Erde erquickt, da zehrte die Gesamtheit der Fürsten von seiner Größe und pries die Segnungen des Friedens, den man durch ihn genoß. Darum wünschten die Fürsten, daß es so bleiben möchte. Aber weil das die menschliche Natur ja nicht zuläßt, so legten die Herren, um die Zukunft besorgt, ihrem erhabenen Kaiser nahe, er möge zur Erhaltung seines erlauchten Geschlechts sich vermählen, damit, wenn er selbst einmal den Weg alles Fleisches ginge, ein ebenbürtiger Sohn ihn ablösen könnte. Aber der Bekenner Christi hatte ein Gelübde getan; er liebte die Jungfräulichkeit und konnte so den Fürsten nicht zu Gefallen sein. Da sie indessen immer wieder in ihn drangen und ihm keine Ruhe ließen und ihm das Reich zu nehmen drohten, mußte er, wiewohl schweren Herzens, sich entschließen, — aber er betete zu Gott, bei dem ja kein Ding unmöglich ist, er möge dazu helfen, daß er, der Kaiser, den Fürsten zu Willen und doch jungfräulich bleiben könne. Und der gütige Gott, der stets den frommen Bitten ein geneigtes Ohr leibt, würdigte den Kaiser der Erhörung. Also der Kaiser hoffte auf den Herrn und sprach zu den Fürsten: „Ich bin bereit, euch zu willfahren, aber nur eine der königlichen Majestät durchaus würdige Genossin darf es sein“; sie mögen für ihn wählen. Da freute sich das ganze Reich, und man ging auf die Suche nach einer Braut und fand schließlich keine würdigere, als die, welche von Ewigkeiten her die göttliche Vorsehung für ihn bestimmt hatte. Am Rheine saß einst Pfalzgraf Sifrid, der die Hedewig zur Frau hatte, beide herrlichen Geschlechts, von vornehmstem Stamme, ausgezeichnet durch Reichtümer und, was loblicher ist, durch Tugenden. Diese hatten eine Tochter, einen Edelstein in Gold gefaßt, einen Sproßen noch herrlicher als die herrlichen Ahnen, entzückend von Angesicht und von den feinsten Sitten und engelrein; denn sie hatte Enthaltsamkeit gelobt. Da also keine ihresgleichen sich mehr finden ließ, wollten die Fürsten sie zur Kaiserin. Eine vornehme Gesandtschaft reiste zu ihren Verwandten — denn die Eltern waren bereits todt —, um wegen der Heirat zu unterhandeln. Da begann die Jungfrau, deren Sinn doch auf ganz anderes gerichtet war, zu trauern und zu klagen, und Tränenbäche stürzten aus ihren Augen; denn sie hatte ja schon ihren Bräutigam, den König der Engel; was lag ihr da am römischen König, wenn er auch noch so ruhmvoll war. Aber die Verwandtschaft schmeichelte und beschwor,

so daß die Jungfrau sich nicht mehr zu helfen wußte. Wie ein Schiff in den Stürmen der offenen See schwankte sie hin und her. Da warf sie ihren Hoffnungssanker auf Gottes Hilfe und betete viel voll Zuversicht, daß er sie ja auch in der Ehe bewahren könne. Und so gab sie den Bitten nach. Unter frohen Festen wurde sie ihrem Herrn und Gemahl zugeführt. Das ganze Reich jubelte ob dieser Verbindung, aber umsonst; denn sie blieben jungfräulich. Mit dem Segen der Bischöfe zogen sie sich ins Brautgemach zurück, — und da begann der keusche Bräutigam mit der Braut in aller Zartheit von der hl. Reinigkeit zu reden; denn wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. „Meine teuerste Braut,“ begann er, „du sollst wissen, daß ich keine irdische Gattenliebe suche; ich habe die Jungfräulichkeit erwählt und durch ein Gelübde längst mich meinem Herrn verbunden.“ Und als das die Kaiserin hörte, war sie überselig und erwiderte: „Deine Rede mein königlicher Herr, ist für mein Herz süßer als Honig; denn auch ich habe mich dem Herrn verlobt, und wenn man mir die Wahl ließe, würde ich die Jungfräulichkeit vielen Königreichen vorziehen. Ich habe mich Gott geopfert, und wer mich an der Erfüllung meines Gelübdes hindern wollte, müßte den Zorn des himmlischen Richters und die ewige Verdammnis fürchten.“ Und nun war auch der König glücklich, und weil der Reine den Reinen liebt, umarmten sie sich, und der König ergriß ihre weiße Hand und fuhr fort: „O meine Freundin, meine Braut, du Reine, wahrlich der Herr ist unter uns, der uns diesen Sinn gegeben hat, unsere Zuflucht und Stärke! Gemeinsam wollen wir uns nochmals ihm weihen und unser Gelübde erneuern für das ganze Leben! Ich will dich als meine Kaiserin ehren und dich lieben wie mich selbst, aber wir wollen bleiben wie wir sind.“ Und als sie noch lange so miteinander redeten, wurde das Feuer der Liebe in ihren Herzen immer mächtiger, und ein Geist und ein Eifer entflammtie sie. . . . Von der Hochzeit, so fährt der Erzähler fort, brauche ich nichts weiter zu sagen, denn jeder kann sich's denken, wie herrlich es da zuging in Gegenwart so vieler Fürsten und Bischöfe. Aber wenn es auch in den hl. Büchern nirgends steht, so können wir doch versichern, daß unter all den Ehrengästen einer vor allen mit ganzem Herzen dabei war, der Sohn der Jungfrau, der einst auf einer Hochzeit



Das hl. Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde.
Nach dem Gemälde von Mancini. (Palazzo Pitti, Florenz.)

Wasser in Wein verwandelte, — und er blieb bei ihnen. Der Kaiser aber hielt seine Gemahlin in hohen Ehren, und sie half ihm die Reichslast tragen, und dabei blieb sie die Blüte der Weiblichkeit, glänzend durch herrliche Tugenden wie ein Stern am Himmel. Um aber ihr Geheimnis nicht preiszugeben, ruhten die Beiden nach Gatten-sitte im gleichen Gemach — ohne Gefahr für sich, — ein Wunder wahrhaftig und in unseren Tagen unerhört! . . . So sind sie Doppelmärtyrer geworden — durch Reinheit trotz der Jugend und durch Enthaltsamkeit mitten im Überfluß. . . .¹⁵⁸⁾

Das Unhistorische dieser Darstellung, soweit der äußere Rahmen für den schönen Gedanken gegeben werden will, springt in die Augen. Das Motiv selbst aber, das hier ausgesponnen ist, der charakteristische Zug der Zwiesprache der Neuvermählten im Brautgemach, ist nichts anderes als die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Deutschland schon weit verbreitete Alexiuslegende¹⁵⁹⁾, der bestreitende Gedanke von der Enthaltsamkeit in der Ehe um des Himmelreiches willen, der hier den Verhältnissen angepaßt anders nüanciert erscheint. Und so fernab lag der Gedanke ja nicht. Gerade im zwölften Jahrhundert wurde vom Kloster Abdinghof aus die Erinnerung daran wieder aufgefrischt, daß ja eben Heinrich es war, der den Alexiuskult von Rom mit über die Alpen brachte. In den Tagen, da die Deutschen nach Heinrichs Kaiserkrönung (14. Februar 1014) vor Rom lagen, — so erzählt die Biographie des Bischofs Meinwerk von Paderborn, — brach eine Krankheit aus, der auch Meinwerk verfiel. Ein Römer riet ihm, sich an den hl. Alexius zu wenden und ihm eine Stiftung in der deutschen Heimat zu geloben. Meinwerk versprach ein Kloster und genäß mit all den Seinen. So war auch der Bischof der erste, der dem fremden Heiligen gleich nach seiner Heimkehr vor den Mauern von Paderborn eine Kapelle baute.¹⁶⁰⁾ War damit eine wenn auch nur äußere Beziehung Heinrichs zu St. Alexius hergestellt, so ergab sich im Mund der erzählenden Mönche eine Übertragung des Motivs auf den gleichgearteten Kaiser bald von selbst. — Übrigens war der echt christliche Gedanke im Abendland längst bekannt und geläufig, als die Alexiuslegende aus dem Orient nach Rom und von da nach Deutschland kam. Die Braut des Auvergners Injuriosus in der „Fränkischen Geschichte“ des Gregor von Tours¹⁶¹⁾ ist der weibliche Alexius — oder, wenn man will, die gottverlobte Kunigunde in der Brautnacht. Und wenn fallen nicht Heinrich und Kunigunde ein, wenn er im „Ruhm der Bekenner“ desselben Gregor von Tours die weiteren Schicksale des Auvergneter Paars liest? Injuriosus wird nach langen Jahren jungfräulicher Ehe Kleriker, die Jungfrau Nonne. Als nun die Frau zuerst stirbt, holt ihr Mann den Leichnam zur Beerdigung, und in seligem Entzücken über den siegreich gekämpften Kampf offenbart er ihr Geheimnis im Gebet: Ich danke dir, Schöpfer aller Dinge, daß ich sie dir rein zurückgeben kann, wie du sie mir anvertraut hast! Da lächelt die Tote und gebietet ihm Schweigen: Still, still, Mann Gottes; es ist nicht nötig, daß du unser Geheimnis verrätst, ohne daß dich jemand fragt!¹⁶²⁾ Nur haben in unserem Fall die Verhältnisse eine andere Rollenverteilung erfordert: Kunigunde verrät das Geheimnis und Heinrich sucht es zu retten; und dann ist es Heinrich, der sterbend die Zurückbleibende Christus und den Verwandten als Jungfrau zurückgibt.¹⁶³⁾ Dieser letztere Zug begegnet schon bei Leo von Montecassino; er lag ja auch so nahe.

Völlig überrascht dagegen das Bild, das in einem Atemzug mit raschem Szenenwechsel Leo und Adelbert nun weiter vom sterbenden Kaiser bieten, — und damit betreten wir ein neues interessantes Legendengebiet. Als es mit Heinrich zum

Sterben kam, so ungefähr berichtet Leo, sah ein frommer Diener Gottes von seiner Zelle aus in jener Nacht einen Schwarm unseliger Geister jubelnd und sich beglückwünschend vorüberziehen. Auf seine Beschwörungen muß ihm einer der Teufel Red' und Antwort stehen: Heinrich, unser Freund, liegt im Sterben; wir müssen eilen, seine Seele in Empfang zu nehmen; denn er ist unser, wenn nicht Gott uns wider Recht noch um's Unsreige bringt. Der Gottesmann beschwört ihn, auf dem Rückweg wieder sich zu stellen und den Erfolg der Fahrt zu melden. Während nun die Teufel verschwinden, versenkt sich der Einsiedler in inbrünstiges Gebet für die Seele des



Die Einweihung des Domes zu Bamberg.

Wandgemälde von J. Hiltensberger jr. (Im alten Nationalmuseum, München.)

Kaisers. Nach zwei Tagen kehrt der Teufel traurig und niedergeschlagen zurück; er erzählt, nach langem Streit haben sie sich mit den Engeln darauf eingelassen, daß die guten und bösen Taten des Kaisers gegeneinander abgewogen werden. Schon habe sich die Schale des Bösen geneigt, da sei plötzlich der halbverbrannte hl. Laurentius herbeigeeilt, und habe einen großen goldenen Kelch, den einst der Kaiser dem Laurentius-Stift zu Merseburg dargebracht hatte, in die andere Wagenschale geworfen, daß sie zu Boden schnellte, so daß einer der Henkel des Kelches, der bei der Wucht des Wurfs wieder aus der Schale fiel, abgebrochen sei. Als darauf der Gottesmann nach Merseburg sendet, um sich von der Erzählung überzeugen zu lassen, findet man den Kelch in der Laurentiuskirche in der angegebenen Weise

beschädigt. — Ganz ähnlich schreibt Adelbert, der indessen doch meint, der Vorgang sei nicht buchstäblich, sondern bildlich zu fassen. Die Merseburger Kelchschenkung sei dem Kaiser in der Todesstunde auf die Fürbitte des hl. Lorenz zugute gekommen. — Eine andere, freilich nur in Nebensächlichem abweichende Version bietet die Böhmenchronik des Kosmas aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts¹⁶⁴⁾, wo aber Heinrich seine Rettung nicht dem hl. Lorenz, sondern Maria und Georg verdankt; der Kelch gehörte der Bamberger Kirche. — Die Legende ist ohne Zweifel deutsches Gewächs. Kosmas von Prag war wiederholt auf Reisen im Reich und hat bei solcher Gelegenheit davon erfahren, und in der Chronik von Montecasino erscheint sie ebenfalls erst, nachdem Ekkehard von Aura gelegentlich des Romzugs Heinrichs V. dort gewesen war.¹⁶⁵⁾ Was die Sagenbildung veranlaßt hat, wird kaum mehr festzustellen sein. Noch Jahrhunderte nachher erzählte man sich von einem Kelch in Merseburg, dem ein Henkel fehlte. Das gäbe einen kleinen Fingerzeig. Der tiefere Grund aber, der zu einer derart widerspruchsvollen Beurteilung des heiligen Kaisers führen konnte, scheint klar: die Legende ist eine Weiterführung der Warnung Bruns für den Kaiser wegen seines Verhaltens gegen die heidnischen Liutizen. Wie hätte man sonst an den merkwürdigen Gedanken sich wagen können, das zahllose Gute an seiner Person und in seinem Leben durch eine übergroße Sündenlast überwiegen zu lassen?

Ist in diesem Fall die deutsche Herkunft der Legende selbstverständlich, so ist ein anderer, breitspurig durch die Heiligengeschichte sich durchziehender Zug, den Dill Niemenschneider ebenfalls mit vieler Anmut festgehalten hat, in Montecasino heimatberechtigt, Heinrichs Heilung durch St. Benedikt. Die historische Unterlage für diese Bildung kennen wir hinlänglich: es ist die häufig genug störend ins öffentliche Leben hineingreifende Tatsache von Heinrichs Körperleiden und andererseits die von Heinrich selbst bezeugte Tatsache der vorübergehenden Hilfe und Linderung, die er beim hl. Ordensstifter fand. Eine Schenkungsurkunde für Montecasino vom Juni 1022¹⁶⁶⁾ spricht von seiner Verehrung für „unseren heiligsten Vater Benedikt, den wir seit den Tagen unserer Kindheit innig liebten und durch dessen gütige Fürbitte wir bis auf diesen Tag oft genug Kraft für die Reichsleitung und Hilfe in unseren Gebrechen gefunden haben“. Und noch ein zweitesmal beurkundet der Kaiser seine Dankeschuld gegenüber dem Himmel in der merkwürdigen, herrlichen goldenen Altartafel, die er 1019 dem neu fundierten Basler Stift schenkte: in den Tafelnischen stehen in der Mitte der Heiland, rechts von ihm zunächst St. Michael, dann (zu äußerst) St. Benedikt, links Gabriel und Raphael; darüber die Namen in lateinischer bzw. griechischer Übersetzung: *Quis sicut Hel fortis medicus soter Benedictus.* Darunter: *Prospice terrigenas clemens mediator usias.* Ließt man die obere Reihe ohne Rücksicht auf die Bilder, so ergibt sich ein Dankgebet an den Arzt aller Ärzte: „Wer ist wie Gott ein starker Arzt, ein gesegneter Helfer?“ Dann unten: „Schenke, gütiger Mittler, deine Fürsorge den erdgeborenen Wesen!“¹⁶⁷⁾ Dass hier zugleich auch dem „Helfer Benediktus“ gehuldigt sein will, liegt auf der Hand. In Montecasino hat man dann später das Bedürfnis gehabt, der ganz allgemeinen Kenntnis eines Dankgefühls des Kaisers St. Benedikt gegenüber eine konkrete Fassung zu geben, — mehr hinter jener Urkundeneinleitung gesucht, als Heinrich sagen wollte und konnte; denn wir wissen ja, daß er zeitlebens nie ganz von seinem Leiden frei geworden ist. Ende des ersten Jahrhunderts weiß zuerst der Cassinenser Mönch Almatus in seiner Normannengeschichte von einer radikalen Wunderheilung: Als der Kaiser in Montecasino lag,

verspürte er große Schmerzen in der Seite, mehr als sonst, und er klagte seiner stets mitfühlenden Umgebung sein hartes Geschick. Da kam ihm der Gedanke, daß der hl. Benedikt ihm helfen könnte, wenn der Heilige körperlich im Kloster zugegen wäre; „denn wie der Schlüssel des hl. Petrus und die Lehre des hl. Paulus das uns anvertraute römische Reich aufgerichtet haben, so, glauben wir, wächst es durch den Gotteslehrer des hl. Vater Benedikt“. Unter solchen Reden schließt er ein. Da erschien ihm St. Benedikt: „Warum zweifelst du an der Gegenwart meines Leibes? Glaubst du, daß ich den Ort verlasse, an den ich von dem Engel geführt wurde, an dem ich die Mönchsregel schrieb und wo mein Körper beerdigte? . . . Du magst für gewiß wissen, daß ich hier ruhe, und zum Beweis will ich dir ein offensichtliches Zeichen geben.“ Und der Heilige berührte den Kaiser franke Seite und befahl ihm, aufzustehen. Heinrich erwachte und war geheilt. Seit diesem Wunder hat der Kaiser das Kloster so verehrt, daß es sogar hieß, er habe seine Würde niederlegen und als Mönch dort bleiben wollen.¹⁶⁸ — Als etliche Jahre später Leo schrieb, war die Legende schon detaillierter: der Kaiser hat mit Steinleiden zu tun; sein Zweifel an der körperlichen Anwesenheit St. Benedikts findet sich offener ausgesprochen. Bei der Erscheinung kündigt der Heilige dem Kaiser an, daß drei Steinchen von ihm abgehen werden, und daß er daraus hin gesund sein werde. Andern Morgens tritt der Kaiser vor den Konvent und fragt, was er denn wohl dem Arzt geben solle, der ihn geheilt habe. Die Mönche bieten alle ihre Schätze zur Auswahl an. Da berichtet er das Wunder und zeigt die Steine, — und nun wissen die Mönche, welchem Arzt der kaiserliche Dank gilt, — und Heinrich dankt kaiserlich¹⁶⁹: So hat man in Montecassino eine Erklärung für jene reiche Heinrichsche Schenkung



Kaiser Heinrich II. (Frankfurter Kaiseraal).

Gemälde von J. D. Passavant.

vom Juni 1022 gefunden, nachdem man den historischen Zusammenhang verloren hatte. . . . Und noch ein paar Jahrzehnte, und der Vorgang ist nach allen Regeln einer draftischen Naturmalerei durchgeführt; jetzt hat man auch keine rechte Vorstellung von den äusseren begleitenden Umständen mehr: die Hauptache ist jetzt das den Heiligen legitimierende Wunder. Adelbert erzählt, in Apulien sei der Kaiser von Steinleiden befallen worden; er habe zwar die Beschwerden der Krankheit mit großer Geduld hingenommen als Mahnung des Himmels zur Demut und als Zeichen der göttlichen Liebe. Doch habe er auch die Linderungsmittel der ärztlichen Kunst gesucht, aber alle Gelehrsamkeit der Ärzte habe nicht helfen können. Als die Schmerzen zunahmen, sei er nach Montecasino hinaufgestiegen, um durch die Fürbitte des seligen Benedikt und der hl. Scholastika von Gott Heilung zu erlangen. Und da habe er vor den Reliquien seine ganze Seele ausgegossen und unter Tränen von Gott Heil für Leib und Seele ersleht. . . . Es sollte an ihm in Erfüllung gehen, was beim Propheten geschrieben steht: ich habe zum Herrn gefleht und er hat mich erhört; aus allen meinen Nöten hat er mich erlöst. Auch er bat und wurde erhört; er hat ohne Unterlaß an der Türe der erbarmenden Gottesmacht angeklopft und ist eingelassen worden. Vorerst aber — fiel dem König plötzlich ein, was er von einer Übertragung der Gebeine des hl. Benedikt gehört hatte; die Reliquien sollten ja gestohlen und anderswohin gebracht worden sein. Und so begann der hl. Mann an der körperlichen Gegenwart St. Benedikts zu zweifeln. Müde und schwach suchte der Mann Gottes nach dem Gebet sein Quartier auf und legte sich alsbald zu Bett. Da sah er im Schlaf den hl. Benedikt an seine Seite treten mit dem ärztlichen Messer in der Hand, und der Heilige redete ihn an: „Weil du auf Gott gehofft hast und seine Heiligen, bin ich von Gott gesandt, um durch meine Kunst dich zu heilen. Siehe, ich, dessen Gebeine du gestohlen glaubst, zeige mich dir, — und zum Beweis der Wahrheit werde ich dich von deinem Leiden befreien.“ Bei diesen Worten öffnete St. Benedikt den kranken Körperteil mit dem Instrument, nahm schmerzlos den Stein heraus, heilte die Schnittwunde sogleich wieder zu und legte den Stein in die Hand des Schlafenden. . . . Dann erwachte Heinrich und besann sich auf den sonderbaren Traum — und sah auf einmal den Stein in seiner Hand! Da rief er seine Kammervierer und sandte sie aus, die Bischöfe und Fürsten des Reiches zu holen, damit sie die Wundertaten Gottes sähen, die seine unaussprechliche Barmherzigkeit und unsfassbare Macht an ihm, dem König, getan habe. Die Fürsten kommen. Heinrich zeigt ihnen unter Lobpreisung des Herrn den herausgenommenen Stein und die Narbe von der Operation und erzählt ihnen der Reihe nach, wie mit ihm geschehen war. Und auch sie loben Gott und verwundern sich gar sehr und freuen sich über die Wiedergenesen ihres Königs. Und nun wendet Heinrich sich an sie: „Was meint ihr, wie können wir unserem Arzt Benedikt würdig danken?“ Alle sind einig, daß der Heilige königlich belohnt werden müsse. Und so überwies der König auf den Rat der Seinen der Kirche des hl. Benedikt ungeheure Schäze an liegenden Gütern, Gold, Silber und Schmuck. Dann verabschiedete er sich von den Klosterbrüdern und zog gesund und frohen Mutes ab. Seit der Zeit zeigte der König eine besondere Vorliebe und Verehrung für den hl. Benedikt und alle Ordensleute, vor allem durch Mehrung und Schutz des Kirchenguts. Daraüber sind in Montecasino Aufzeichnungen gemacht worden, damit auch die Nachwelt Gottes Großtaten im Gedächtnis bewahre für ewige Zeiten. Dann reiste Heinrich nach Rom, wo er auch dem Papst

von dem Wunder berichtete, und bei dieser Gelegenheit war es, wo der König Benedict VIII. nach Bamberg einlud. Und daran schloß sich dann der Papstbesuch in Deutschland!¹⁷⁰⁾ — Könnten wir von der Verwirrung, die in der ganzen historischen Gruppierung der hier erzählten Ereignisse liegt, bei einem Schreiber der Stauferzeit noch leicht absehen, so wird der Wunderbericht durch die Tatsache hinfällig, daß das Leiden den Kaiser zeitlebens begleitet und ihn auch mit einundfünfzig Jahren gefüllt hat. Heinrich hat, wie wir schon sahen, wiederholt im Gebet Trost und Erleichterung gefunden; das weiß auch Thietmar, der¹⁷¹⁾ ihn gleich zu Anfang seiner Regierung bei einem schweren Unfall beim hl. Lambert in Lüttich Hilfe holen läßt. Im Sinne der Legende geheilt wurde er nie. Wir können indessen die Sagenausgestaltung in Montecasino recht wohl begreifen: Adelbert schreibt zur Verherrlichung Heinrichs, bei den Casinern aber gereicht die Wunderheilung zur größeren Ehre St. Benedikts, des Lokalheiligen. Man brauchte eine Erklärung für die Heinrichsche Schenkung, — so ist die Erzählung veranlaßt worden. Weit wichtiger aber war der Ruhm, die Größe des eigenen Heiligen, und um ihretwillen hat man den Zug ausgesponnen, — in Montecasino wie bei den frommen Klosterfrauen am Grab der hl. Jungfrau Grentrud in Nonnberg bei Salzburg. Aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt die Fälschung der einzigen Urkunde, die Heinrich zugunsten des Klosters ausgestellt haben sollte¹⁷²⁾, aus der gleichen Zeit hören wir zum erstenmal von einer Erzählung, die uns höchst interessiert: Nachdem der hl. Kaiser Heinrich, der Fromme, in seinem Anliegen — Epilepsie nennt der Verfasser Kaplan Cäsarius von Nonnberg die Krankheit, — viele Ärzte ohne Erfolg zu Rat gezogen und an viele Heiligengräber sich gewandt hatte, kam er schließlich zur hl. Grentrud und



Kaiser Heinrich II.
Statue vom Max-Josephsbrunnen zu Bamberg.
Modelliert und gegossen von Ferdinand von Miller (1880).

ließ sich Reliquien der hl. Jungfrau geben und sie in ein goldenes Medaillon fassen, das er fortan um den Hals trug, — und von dem Augenblick an war sein Leiden wie weggeblasen. Bald darauf brannte Kloster Nonnberg nieder, — und gleichzeitig verlor der Kaiser seine Reliquien und verfiel in sein altes Leiden. Da sah er im Geiste das Unglück des Klosters und erkannte, daß er verpflichtet sei, der hl. Erentrud zu helfen. Sein Gebrechen trieb ihn wieder ans Heiligengrab, und als er den Greuel der Verwüstung sah, gelobte er dem allmächtigen Gott und den hl. Jungfrauen Maria und Erentrud Wiederherstellung des Klosters, wenn er seine Gesundheit wieder erlange. Auf der Stelle ward er gesund, und nun kam er auch seinem Gelübde nach und baute das Kloster auf und stattete es mit Gütern aus!¹⁷³⁾

Und noch ein Wunderzug aus der Heinrichslegende verdient unsere volle Beachtung als Typus einer unerschöpflichen Mönchsphantasie. Er stammt aus der Feder jenes nämlichen Ergänzers der Heinrichsbiographie¹⁷⁴⁾, der auch die Brautnachtzwiesprache in die Josephsehe gebracht hat: Heinrich besuchte in Apulien auch die Kirche des hl. Michael am Monte Gargano, — die nicht durch Menschenhände, sondern durch ein Wunder erstand und vom Himmel selbst geweiht wurde. Allwöchentlich lassen hier die himmlischen Thöre sich nieder, und wer würdig ist, kann ihren Lobgesang hören. Der heilige Mann Gottes also betrat in Demut die Basilika zum Gebet. Da nahte der Augenblick für die Engel. Alles verließ das Heiligtum oder wurde zum Verlassen genötigt, nur Heinrich durfte bleiben, und er fiel auf seine Knie und empfahl sich der göttlichen Barmherzigkeit, — und wurde des herrlichen Anblicks gewürdigt, den die Engelscharen, leuchtend wie Blitze, um St. Michael geschart, beim Einzug in die Basilika boten. Dann kam der König der Engel selbst, und nun feierte die himmlische Versammlung das hl. Opfer. Darauf bot einer der Engel das Evangelienbuch dem Herrn zum Kusse, und der Herr der Engel befahl nun auch das Buch dem in einem Winkel stehenden Kaiser zu reichen. Heinrich erschrak, aber der Engel redete ihm zu und berührte zart seine Lende, — und von diesem Augenblick an war der Kaiser lahm, — „wie wir auch vom hl. Jakob lesen, daß ihn der Engel an der Hüfte berührte und dadurch lähmte“. Der Erzähler hat von dem Wunder in Bamberg gehört, als Bischof Konrad von Würzburg davon im Dom vor einer großen Zuhörerschaft sprach. . . . In jener letzteren Parallele haben wir offenbar auch den Schlüssel für die Legendenbildung. Wie die Trierer Bistumsgeschichte am Anfang des zwölften Jahrhunderts, die zuerst eine bezügliche Andeutung macht, dazu kommt, Heinrich den Beinamen des „Lahmen“ beizulegen¹⁷⁵⁾, ist nicht aufgeklärt. War aber einmal der Name geschöpft, gab sich unsere Erzählung leicht: der Patriarch Jakob ist Modell gestanden.

* * *

Heinrich ist kein Wunderheiliger. Thietmar¹⁷⁶⁾ und darnach Adalbold¹⁷⁷⁾ wissen nur einen Zug aus seinem Leben zu berichten, der einem Mirakel ähnlich sah, der aber — selbst die Tatsache vorausgesetzt — mit Heinrichs spezieller Auserwählung nichts zu tun hat: in Straßburg stürzte am Vorabend von Johannis Bapt. 1004 das Gebäude ein, in welchem der König zu Gericht saß, wobei einzig ein unwürdiger Priester umkam, der exkommuniziert an der Versammlung nicht hätte teilnehmen dürfen! Und auch was wir an Wundern nach Heinrichs Tod hören, gehört nicht ihm, sondern der mittelalterlichen Mönchsphantasie an, — ist Gemeingut fast aller Heiligenleben,

— ist zum Teil zu trivial, um wahr sein zu können, allzu mittelalterlich. Wir begreifen eine Vorstellungswelt nur schwer mehr, die sich darin gefiel, sich die Heiligen als Prügelmeister zu denken, wie sie Diebstähle an ihren Kirchen oder Zweifel an ihrer Heiligkeit eigenhändig oder doch handgreiflich offenkundig auf der Stelle ahnden. Derartige Züge kehren unzähligemal wieder, seitdem Eusebius den häretischen Bischof Natalis zur Sühne seines Abfalls von Engeln gepeinelt werden ließ.¹⁷⁸⁾ Auch bei Heinrich fehlen sie nicht. Er erscheint einem Kirchenhüter, der sich an seinem Gut vergriessen hat, im Traum, reißt ihn vom Lager und schlägt ihn blutig, und als der Dieb erwacht, trägt er die Spuren der Züchtigung.¹⁷⁹⁾ Bei der Kanonisation widerspricht ein Kardinal — und wird zur Strafe mit Blindheit geschlagen, und erhält sein Augenlicht erst wieder, als er bereut und den Heiligen preist.¹⁸⁰⁾ Ähnlich ein Bamberger Mönch, dem dann der hl. Wolfgang im Traum erscheint und den Rat gibt, zu Heinrich um Genesung zu beten, was mit augenblicklichem Erfolg geschieht.¹⁸¹⁾ Ein Klosterbruder in St. Peter bei Merseburg, „der heute noch lebt“, — so erzählt die Merseburger Serie der Heinrichswunder, die gleichzeitig mit der Bamberger niedergeschrieben wurde, — nörgelte aus Neid ebenfalls an Heinrichs Heiligkeit — und verlor alle fünf Sinne, bis er Buße tat.¹⁸²⁾ Die Zeit, die im Ordale Gottes Wahrspruch in den gewöhnlichen Menschenhändeln erzwingen wollte, konnte sich's nicht anders denken, als daß er auch jede Unbill gegen seine Heiligen ohne Verzug rächen müsse.

Die Heinrichswunder enthalten freilich auch andere, ansprechendere, zum Teil psychologisch nicht übel durchgeführte Züge, Skizzen, die in ihrer Ungezwungenheit und Anschaulichkeit in anderem Zusammenhang zu stehen verdienten. Wir dürfen damit nicht rechnen — nicht, weil sie Wunder sein wollen, sondern weil sie so oder ähnlich zu duzendmalen auch sonst begegnen und so bei dem mittelalterlichen literarischen Arbeitsbetrieb keinerlei Gewähr der Ursprünglichkeit bieten, — trotz der wiederholt beteuerten Augenzeugenschaft der direkten oder indirekten Gewährsmänner.

Wir haben Beweise dafür, wie wenig Sinn auch die besten unserer Hagiographen für die Bedeutung der Autorisierung einer Nachricht hatten. Der Biograph des hl. Wolfgang, Othlon, der als junger Mönch in St. Emmeram in den Bierzigerjahren des ersten Jahrhunderts schrieb, nennt sich unbedenklich Augenzeuge eines Wunders seines 994 gestorbenen Heiligen (sanctus Dei famulus ad nos, qui secum tunc fueramus, dixit . . .)¹⁸³⁾; es ist ihm nicht aufgestoßen, daß der Wortlaut seiner Vorlage in seiner Feder zur Lüge wurde. Auch unser Bamberger Wunderbericht erzählt



Der hl. Kaiser Heinrich II.
Gemälde von H. Lamers.

Vorkommnisse, die „wir selbst in neuester Zeit gesehen haben“, — und schließt mit der Mahnung, daß Erzählte mit aller Ehrfurcht aufzunehmen, „obwohl gegenwärtig keine Wunder mehr geschehen (quamvis nunc tempora miraculorum non sint); denn sie sind für die Ungläubigen, nicht für die Gläubigen!“

Heinrich ist kein Wunderheiliger, und so ist es auch nicht der Wundernimbus, der ihn schon früh zum Mittelpunkt eines verbreiteten Kultes auch außerhalb Bamberg's, am Oberrhein und in Sachsen werden ließ, sondern sein historisches Verdienst um Kirche und Kirchen. Basel, Straßburg und Merseburg waren wie Bamberg dem Heiligen um seiner hervorragenden Fürsorge willen in besonderem Maße verpflichtet. In Basel hat er durch eine Schenkung vom 15. Juli 1006¹⁸⁴⁾ und zweifellos auch noch durch weitere Fürsorge den Grund zum Wiederaufbau des von den Ungarn zerstörten und seit zwei Menschenaltern im Schutt liegenden Münsters gelegt.¹⁸⁵⁾ An einen zweiten glänzenden dortigen Aufenthalt des hl. Kaisers anlässlich der Einweihung des neuen Domes 1019 erinnerte die schon erwähnte goldene Altartafel, als Heinrichs Geschenk und an realem Wert einer der kostbarsten Besitz der Kirche und als einzigartiges Meisterwerk mittelalterlicher Goldschmiedekunst heute von unschätzbarem kunsthistorischen Werte.¹⁸⁶⁾ Die Tafel, jetzt im Museum Cluny in Paris, in Abguß in der Schatzkammer des Altertumsmuseums in der Barfüßerkirche zu Basel¹⁸⁷⁾ bietet zugleich in dem zu Füßen des Erlösers knienden Kaiser das älteste Porträt Heinrichs (?). Die mannigfachen Unglücksfälle, die das Basler Münster betrafen, mögen schuld sein, daß wir ältere Spuren der Heinrichsverehrung hier nicht finden. Mit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aber kommt ersichtlich ein neuer Zug in den Kult. 1347 gelang es dem Münster, aus Bamberg Reliquien, je ein Stück vom rechten Arm Heinrichs und der Kunigunde zu gewinnen; Bischof Johann Senn von Münsingen bestimmte daraufhin den Heinrichstag, 13. Juli, und den Tag der Ankunft der Reliquien, 6. November, zu Festtagen für das ganze Bistum. Um 1360 entstand die Darstellung am Westportal des Münsters: der Heilige bartlos, mit Szepter und Münster-Modell, — und gleichzeitig das ähnliche Standbild Heinrichs an einem der Strebepfeiler in der Martinskirche zu Colmar.¹⁸⁸⁾ Seitdem ist der Heilige — bartlos und bartig, jugendlich und greisenhaft je nach dem Zeitgeschmack — ungezählte Male dargestellt und durch Bild und Wort seine Verehrung ins Basler Land und weit darüber hinaus getragen worden.

Auch Straßburg ist im Laufe der Zeit zum Kultzentrum unseres Heiligen für das Elsaß geworden; es durfte sich der nämlichen Liberalität Heinrichs erfreuen. Hier saß sein treuer Jugendfreund Bischof Werner, dessen Kirche zudem um Heinrichs willen 1002 bei dem Einbruch Herzog Hermanns von Schwaben ausgeplündert und niedergebrannt worden war¹⁸⁹⁾, — für Heinrich Anlaß genug und heilige Gewissenspflicht, der Kirche wieder aufzuhelfen. Die Urkunde vom 15. Januar 1003, welche dem Bischof das Nonnenkloster St. Stephan überweist, war der Anfang dazu. So wenig wir auch sonst über die traditionellen Straßburger Schenkungen wissen, — die Heinrichsurkunden, wie sie jetzt vorliegen, enthalten außer der genannten nur zwei Verleihungen für den Bischof, — der wiederholte Aufenthalt des Königs und Kaisers in Straßburg im Juni 1004, Oktober 1009 und Juni 1018 konnte doch sicher nicht ohne Gnaderweise für die dortige Bischofskirche bleiben. Und so hat der kanonisierte Kaiser auch hier dankbare und begeisterte Verehrung gefunden: Zeuge sind die zum Teil in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufreichenden

Heinrichsbilder auf den Fenstern des nördlichen Seitenschiffes und der Apsis des Münsters.¹⁹⁰⁾

Bollends berufen, die Trägerinnen des Heinrichskultes zu werden, waren Merseburg und Bamberg, die eine vom Heiligen zum Leben wiedererweckt, die andere von ihm neu geschaffen und einer glänzenden Zukunft entgegengeführt, die Heinrichsstadt *κατ' εξοχήν*, die des Heiligengrabes gewürdigt wurde.

Nach Merseburg brachte Abt Volkmar die ersten Reliquien: so begegnen wir hier schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts einem Wunderkatalog. Und mit Hilfe von Reliquien wurde der Kult in den Sechzigerjahren des selben Jahrhunderts durch Bischof Werner von Plock weiter nach dem Osten getragen und fand auch bei den Polen viele Freunde, — namentlich seitdem sie aus der Heilung eines blinden Slaven in Merseburg ersehen hatten, daß der große deutsche Heilige auch „ihre ungeschlachte Einfalt und Kleinmütigkeit nicht verachte“.¹⁹¹⁾

Die Zentrale der Heinrichsverehrung aber blieb das Heiligengrab zu Bamberg, von dem die erste Wunderkunde ausging, und wo die Wünsche und Anliegen auch späterer Generationen immer wieder zusammenliefen. Man hat zu allen Zeiten große Stücke auf den heiligen Kaiser, den katholischsten von allen, gehalten, — und so wundert es uns nicht, im siebzehnten Jahrhundert die Jesuiten in Rom zur Zeit der großen katholischen Restauration in Deutschland sich gerade um Heinrichsreliquien umtun zu sehen; sie sind dann freilich in deren Besitz erst 1641 gekommen¹⁹²⁾, als es mit den Aussichten der Wiedererweckung einer Heinrichschen Ära in Deutschland schon wieder vorbei war; — und wundert es uns auch nicht zu hören, daß Philipp II. von Spanien (1556—1598) von den Bamberger Heiligtümern nach St. Lorenzo (el Escorial) holen ließ.¹⁹³⁾ Auch Merseburg hat im November 1517 noch weitere Reliquien — ein Stück vom Schulterbein — erworben.¹⁹⁴⁾ Eichstätt tauschte im Juli 1501 Heinrichsreliquien gegen St. Willibaldsche ein.¹⁹⁵⁾ Anderes befindet sich seit 1147 schon in Kurk in Kärnten, wo Bischof Roman ein großer Verehrer des Heiligen war.¹⁹⁶⁾

Bamberg hat denn auch gewußt, was es an seinem Heinrich hatte: zu Lebzeiten hat der König und Kaiser die Regnitzstadt mit Wohlwollen überschüttet; achtzig von den fünfhundert und etlichen Urkunden, die wir von ihm kennen, haben Bamberg's Glück und Glanz im Auge gehabt. Und nach seinem Hingang ist der Heilige erst recht der Segen und der Stolz der Stadt geworden. Bischof Egilbert hat 1145 bei Papst Eugen III. die Heiligsprechung Heinrichs veranlaßt und sie unterm 14. März 1146 erreicht.¹⁹⁷⁾ Eine eigene päpstliche Kommission ist zu diesem Behuf nach Franken gekommen, um sich bei Augen- und Ohrenzeugen über die berichteten Grabwunder und über die Tradition zu informieren. Mag dabei die Begeisterung und die dankbare Kindlichkeit der Hüter des Heinrichsgrabes zu weit gegangen sein, darin hatte das allgemeine Urteil recht: für Heinrich ist die gefährliche Höhe auf dem Kaiserthron nicht zum Falle sondern zur Verherrlichung geworden.¹⁹⁸⁾

Swēr sich nāch ime rihten wil,
der volge sīnen bilden!

Eberhard 726—727.



Anmerkungen.

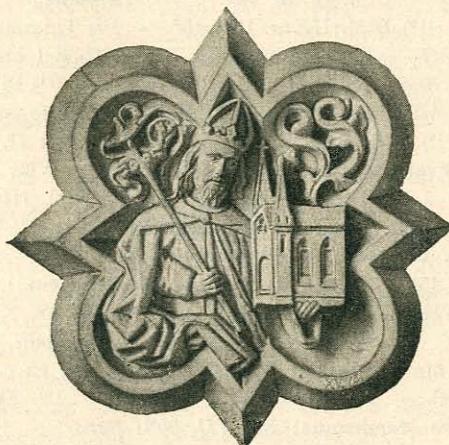
Die grundlegende Bearbeitung der Geschichte Heinrichs II. in den „Jahrbüchern der Deutschen Geschichte“: Bd. I (1862) von S. Hirsch, II (1864) von S. Hirsch und H. Pabst und III (1875) von H. Breßlau überhebt jeden Epigonen der Pflicht eingehender wissenschaftlicher Nachweise. Ich beschränke mich also auf Zitate, die dem Zweck dieser Monographie entsprechend den Heiligen zu illustrieren geeignet oder wo verschiedene Auffassungen möglich sind.

Die Monumenta Germaniae historica, Diplomata und Scriptores zitiere ich gekürzt mit Dipl. und SS. Des Thietmar von Merseburg Chronicum nach der Ausgabe von F. Kurze (1889) einfach als Thietmar.

- ¹⁾ Urkunde vom 10. Mai 1007: Dipl. III nr. 136. — ²⁾ Annalista Saxo 1044: SS. VI, 54. — ³⁾ SS. IV, 296. — ⁴⁾ SS. X, 578. — ⁵⁾ SS. IV, 538. — ⁶⁾ Thietmar IV c. 20. — ⁷⁾ SS. IV, 768. — ⁸⁾ Thietmar IV c. 49. — ⁹⁾ Giesebrécht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit II (5. Aufl. 1885) S. 704. — ¹⁰⁾ Annal. Hildesh. ed. Waitz (1878) 1002. — ¹¹⁾ Thietmar IX c. 3. — ¹²⁾ SS. VI, 835. — ¹³⁾ Schulze, Gesch. d. mittelalterl. Handels I, 226 ff. — ¹⁴⁾ Jahrbücher I, 180. — ¹⁵⁾ Pez, Thes. anecdotal. VI, 176. — ¹⁶⁾ Rodulf Glaber, Prolog zum III. Buch: SS. VII, 62. — ¹⁷⁾ Vita S. Romualdi: Acta Sanctor. Boll. Febr. II, 134. — ¹⁸⁾ SS. I, 81. — ¹⁹⁾ Dipl. III nr. 34. — ²⁰⁾ aetatis virtutumque maturitate: Thietmar V c. 25. — ²¹⁾ quasi ad hoc aptiorem: ebd. — ²²⁾ Thietmar V c. 7. — ²³⁾ SS. XX, 568. — ²⁴⁾ SS. IV, 745. — ²⁵⁾ Thietmar IV c. 50. — ²⁶⁾ SS. IV, 792. — ²⁷⁾ non esse idoneum propter multas causarum qualitates: Thietmar IV c. 54. — ²⁸⁾ Vita b. Ramuoldi: Acta Sanctorum Boll. Juni III, 418. — ²⁹⁾ Thietmar VI c. 31. — ³⁰⁾ Lantberti vita S. Heriberti SS. IV, 749. — ³¹⁾ bona plurima: Thietmar V c. 3. — ³²⁾ Adalboldi vita S. Heinrici: SS. IV, 685. — ³³⁾ Thietmar V c. 16. — ³⁴⁾ Ebd. c. 17. — ³⁵⁾ Urkunde für Brixen vom 8. Sept. 978: Dipl. II, 183. — ³⁶⁾ Nenia in funebrem pompam Heinrici II imp.: Haupt's Zeitschrift f. deutsches Altertum. N. F. 2, 460. — ³⁷⁾ Beboß Brief bei Jaffé, Bibl. rer. Germ. V, 487. — ³⁸⁾ Urkunde für Abdinghof vom 14. Januar 1023: Dipl. III nr. 486. — ³⁹⁾ Wiponis gesta Chuonradi ed. Breßlau (1878) S. 7. — ⁴⁰⁾ Thietmar V c. 18. — ⁴¹⁾ Ebd. c. 23. — ⁴²⁾ Ebd. c. 31. — ⁴³⁾ Ebd. VI c. 22. 23. 25. — ⁴⁴⁾ Ebd. VIII c. 64. — ⁴⁵⁾ Vita S. Adalberti: SS. IV, 599, und namentlich Bruns Brief an Heinrich von 1008 bei Giesebrécht II, 704. — ⁴⁶⁾ Registr. Gregorii: Jaffé, Bibl. II, 237. — ⁴⁷⁾ VI c. 13. — ⁴⁸⁾ VI c. 10. — ⁴⁹⁾ VI c. 19. — ⁵⁰⁾ VIII c. 27. —

⁵¹⁾ SS. VII, 451. — ⁵²⁾ VI c. 33. — ⁵³⁾ VI c. 34. — ⁵⁴⁾ Ausg. v. Breslau S. 12. — ⁵⁵⁾ Thietmar VI c. 55. — ⁵⁶⁾ VI c. 56. — ⁵⁷⁾ Antapodosis I c. 37: Ausg. v. Dümmler (1877) S. 21. — ⁵⁸⁾ Thietmar VIII c. 71. — ⁵⁹⁾ Ebd. Prolog zu 1. VIII. — ⁶⁰⁾ Ebd. — ⁶¹⁾ SS. XI, 544. — ⁶²⁾ Forschungen zur deutschen Geschichte 8, 387 ff. — ⁶³⁾ Vgl. Dipl. III nr. 321. — ⁶⁴⁾ VIII c. 12. — ⁶⁵⁾ Annal. Quedlinb. 1015: SS. III, 83. — ⁶⁶⁾ VIII c. 29. — ⁶⁷⁾ IX c. 1. — ⁶⁸⁾ Thietmar IX c. 5. Adami gesta Hammaburg. pont. II c. 40: SS. VII, 320; vgl. Hauff, Kirchengesch. Deutschlands 3, 624 ff. — ⁶⁹⁾ SS. III, 144. — ⁷⁰⁾ SS. VII, 652 Textnote v.; vgl. ebd. S. 654 c. 39. — ⁷¹⁾ Vgl. die päpstl. Bulle für Nienburg bei Heinemann, Cod. dipl. Anhaltin. I, 83. — ⁷²⁾ Einen trefflichen Bericht über diese Tage bietet des Diaconus Bebo epistola ad Heinricum bei Jaffé, Bibl. V, 492 ff. — ⁷³⁾ SS. XVII, 640. — ⁷⁴⁾ Dipl. III nr. 427. — ⁷⁵⁾ Jaffé, Bibl. V, 487. — ⁷⁶⁾ SS. III, 86. — ⁷⁷⁾ SS. IV, 753. — ⁷⁸⁾ SS. VII, 63. — ⁷⁹⁾ SS. VII, 656 ff. — ⁸⁰⁾ Mansi, Sacror. concil. coll. 19, 343. — ⁸¹⁾ Vgl. Sakur, Die Cluniacenser 2 (1894) S. 6 ff. 157 ff. — ⁸²⁾ SS. XI, 280. — ⁸³⁾ Gesta ep. Camerac. III c. 37: SS. VII, 480. — ⁸⁴⁾ Die Alten bei Breslau, Jahrbücher III, 349 ff. — ⁸⁵⁾ Jaffé, Bibl. III, 363. — ⁸⁶⁾ Jahrbücher III, 290—291. — ⁸⁷⁾ Bismarcks Gedanken und Erinnerungen II, 91. — ⁸⁸⁾ VII c. 31. — ⁸⁹⁾ Khamm, Hierarchia Augustana III, 13. — ⁹⁰⁾ Heinrich und Kunegunde von Eberhard von Erfurt hrsg. von R. Beckstein: Bibl. d. ges. deutschen Nationalliteratur 39 (1860). B. 2251—2552. — ⁹¹⁾ Annal. Quedlinb. SS. III, 89. — ⁹²⁾ IX c. 14. — ⁹³⁾ Nenia de mortuo Heinrico II imp. und Nenia in funebre pompam in Haupts Zeitschr. N. F. 2, 458, 460. — ⁹⁴⁾ SS. IV, 684. — ⁹⁵⁾ Gießebrecht II, 702. — ⁹⁶⁾ VI c. 54. — ⁹⁷⁾ quorundam haereticorum refutata est insania: SS. III, 81. — ⁹⁸⁾ Vgl. Hauff 3, 270 ff. — ⁹⁹⁾ SS. IV, 768; vgl. oben S. 8. — ¹⁰⁰⁾ SS. IV, 777. — ¹⁰¹⁾ Vita s. Adalberti SS. IV, 601. — ¹⁰²⁾ Thietmar V c. 39. — ¹⁰³⁾ Ebd. — ¹⁰⁴⁾ VI c. 1. — ¹⁰⁵⁾ Thietmar Epilog zu V c. 43. — ¹⁰⁶⁾ Vgl. Jahrbücher I, 280 ff. — ¹⁰⁷⁾ Dipl. III nr. 62, 63, 66. — ¹⁰⁸⁾ c. 4 und 5: SS. IV, 793—794. Die erste Redaktion (jetzt im Kapitelsarchiv Gurf) gehört den Monaten nach der Kanonisation, die Überarbeitung (Cod. Bamb. E. III. 25) den ersten Jahren Barbarossas an. Vgl. Forschungen zur Deutschen Geschichte 9, 361 ff. Waiß, Einleitung SS. IV, 787—788. — ¹⁰⁹⁾ Thietmar VI c. 1. 2. — ¹¹⁰⁾ Ebd. c. 10. — ¹¹¹⁾ Hauff 3, 417 ff. — ¹¹²⁾ Dipl. II nr. 44. — ¹¹³⁾ Thietmar VI c. 30. VIII c. 66. — ¹¹⁴⁾ Dipl. III nr. 143. — ¹¹⁵⁾ Dipl. III nr. 134. 135. — ¹¹⁶⁾ Thietmar VI c. 30. — ¹¹⁷⁾ Bei Adelbert SS. IV, 796—797. — ¹¹⁸⁾ Thietmar VI c. 31. — ¹¹⁹⁾ Vgl. die Bemerkungen Breslaus zu Dipl. III nr. 143 S. 170. — ¹²⁰⁾ Dipl. III nr. 144—171. — ¹²¹⁾ Dipl. III nr. 174. Arnulfs Brief bei Jaffé, Bibl. V, 472 ff. — ¹²²⁾ Aufgezählt in der Dedicatio eccl. s. Petri Babenb. bei Jaffé V, 479—481. — ¹²³⁾ c. 6: SS. IV, 794. — ¹²⁴⁾ Jahrbücher II, 103 ff. — ¹²⁵⁾ scientia disciplinaque artium diversarum praeditum nennt ihn die Vita Mathildis post. in der Widmung SS. IV, 283. — ¹²⁶⁾ Dipl. III nr. 509. — ¹²⁷⁾ Dipl. III nr. 8 und ähnlich unzählte Male. — ¹²⁸⁾ Dipl. III nr. 1 und regelmäßig. — ¹²⁹⁾ Thietmar V c. 13. — ¹³⁰⁾ Adalbold c. 19: SS. IV, 688. — ¹³¹⁾ Thietmar V c. 27. — ¹³²⁾ Ebd. VI c. 18. — ¹³³⁾ Vgl. Jahrbücher II, 456—457. — ¹³⁴⁾ Epistola ad Heinricum: Jaffé, Bibl. V, 491. — ¹³⁵⁾ VII c. 31. — ¹³⁶⁾ VIII c. 71. — ¹³⁷⁾ VIII c. 8. — ¹³⁸⁾ SS. XI, 301. — ¹³⁹⁾ Haupts Zeitschrift N. F. II, 459. — ¹⁴⁰⁾ SS. XI, 149—150. — ¹⁴¹⁾ Jaffé, Bibl. V, 494—495. — ¹⁴²⁾ VIII c. 2. — ¹⁴³⁾ Urkunde von 1002: Dipl. III nr. 3. — ¹⁴⁴⁾ IX c. 14. — ¹⁴⁵⁾ SS. IV, 542. — ¹⁴⁶⁾ c. 4: SS. IV, 793. — ¹⁴⁷⁾ Eberhard B. 654 ff. — ¹⁴⁸⁾ Ekkehard: SS. VI, 192: ut multi testantur. Leo Marsicanus: SS. VII, 658: fertur. — ¹⁴⁹⁾ c. 21: SS. IV, 805. — ¹⁵⁰⁾ Annales Palidenses: SS. XVI, 66. — ¹⁵¹⁾ Vitae s. Heinrici additamentum SS. IV, 819—820. — ¹⁵²⁾ Dipl. III nr. 256b, Bemerkungen; 256a, 260, 261. — ¹⁵³⁾ Acta Sanctorum Juli III, 729. — ¹⁵⁴⁾ VI c. 31. — ¹⁵⁵⁾ Jaffé, Bibl. V, 478. — ¹⁵⁶⁾ Rudolf Glaber, SS. VII, 62. — ¹⁵⁷⁾ Konrads von Regensburg „Kaiserschronik“, hrsg. E. Schröder, M. G. Deutsche Chroniken I 1, 360—361, B. 15414—15510. — ¹⁵⁸⁾ SS. IV, 816—818. — ¹⁵⁹⁾ Vgl. die lateinischen Legendenversionen nach der Bibliotheca hagiographica latina der Bollandisten

und die deutschen Bearbeitungen bei Maßmann, *St. Alexius' Leben* v. in der Bibl. d. gesamten deutschen National-Literatur 9 (1843), von welch letzteren sicher die als A aufgenommene Version spätestens dem dreizehnten Jahrhundert angehört. Vgl. Blau, *Zur Alexiuslegende. „Germania.“* N. R. 22 (1889) S. 170. — ¹⁶⁰ SS. XI, 117, 139. — ¹⁶¹ SS. rer. Meroving. I, 54. — ¹⁶² Ebd. S. 767. — ¹⁶³ Adalbert c. 32: SS. IV, 810. — ¹⁶⁴ SS. IX, 59. — ¹⁶⁵ Vgl. Breßlau, *Jahrbücher* III, 365 Anm. 3. — ¹⁶⁶ Dipl. III nr. 474. — ¹⁶⁷ Vgl. Wackernagel, *Kleinere Schriften* 1, 406. — ¹⁶⁸ Ausgabe von Champollion-Figeac (1835) S. 22—23. — ¹⁶⁹ SS. VII, 656—657. — ¹⁷⁰ c. 23—25: SS. IV, 805—807. — ¹⁷¹ V. c. 28. — ¹⁷² Dipl. III nr. 513. — ¹⁷³ Canisius, *Lectiones antiquae VI*, 1128. — ¹⁷⁴ SS. IV, 818. — ¹⁷⁵ SS. VIII, 171. — ¹⁷⁶ VI c. 9. — ¹⁷⁷ c. 42: SS. IV, 694. — ¹⁷⁸ Hist. eccl. V c. 32. — ¹⁷⁹ Bamberger miracula: SS. IV, 812. — ¹⁸⁰ Ebd. S. 813—814. — ¹⁸¹ Ebd. S. 814. — ¹⁸² Merseburger miracula: ebd. S. 815. — ¹⁸³ SS. IV, 539 (c. 34). — ¹⁸⁴ Dipl. III nr. 118. — ¹⁸⁵ Vgl. Christian Wurstens *Collectanea historica* in den Beitr. zur vaterländ. Geschichte, hrsg. von d. hist.-antiqu. Gesellschaft zu Basel. N. F. II (1888) 413 ff. Hirsch, *Jahrbücher* I, 392. — ¹⁸⁶ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften* 1, 376 ff. — ¹⁸⁷ Lempfrid, K. Heinrich II am Münster zu Thann. Beilage zum Jahresbericht des Progymnasiums zu Thann. Straßburg 1897. S. 34. — ¹⁸⁸ Lempfrid S. 35 ff. — ¹⁸⁹ Thietmar V c. 12. — ¹⁹⁰ N. Bruck, *Die elsässische Glasmalerei vom Beginn des 12. bis zum Ende des 17. Jahrh.* Straßburg 1902. Tafel 6, 9, 25; Text S. 34—36, 39—40, 58. — ¹⁹¹ SS. IV, 814—816. — ¹⁹² Akten hierüber in den *Acta Sanctorum Juli* III, 722. — ¹⁹³ Ebd. 721—722. — ¹⁹⁴ Ebd. 721. Das Begleitschreiben Bischof Georgs von Bamberg an Bischof Adolfs von Merseburg in Briegers „Zeitschrift für Kirchengesch.“ 13 (1892) S. 388. — ¹⁹⁵ *Acta Sanctorum Juli* III, 721. — ¹⁹⁶ W. Schmidt, *Die älteste Handschrift von Adelberts Vita Heinrici II: Forschungen zur Deutschen Gesch.* 9, 376. — ¹⁹⁷ Kanonisationsbulle ebd. 716. — ¹⁹⁸ *Praecipuum et memorabile plurimum, quod cum diadema sceptrumque imperii suscepisset, non imperialiter sed spiritualiter vixit: Kanonisationsbulle.*



Gotischer Schlüsselein.
(Nach einem Abguß im Basler Gewerbemuseum.)

Zur Ikonographie Kaiser Heinrichs II.

Als Kaiser Heinrich den Thron der deutschen Könige bestieg, war er nah an dreißig Jahren, als er Kaiser wurde, über vierzig, und als er starb, über fünfzig Jahre alt. Dies bestimmt sein Äußereres mit Hinsicht auf das Alter, in dem der Bildner unsern Heiligen darzustellen hat.

Die zeitgenössischen Abbildungen, bestehend in den Reliefs der Siegel, der Altartafel von Basel und der Münzen, zeigen uns einen Kopf mit gerader Nase, Schnurrbart und kurzem Vollbart. Dieses Bild wird bestätigt durch die Buchmalereien, welche zu Heinrichs Lebzeiten entstanden sind. Unter diesen Zügen lebt der Kaiser auch in dem Straßburger Glasgemälde und den Denkmälern Bamberg's weiter; ein romanisches Reliquiar und eine herrliche Statue edelsten Stils zeigen uns dieses Schema der Darstellung. Tracht und Insignien sind die des Kaisers: Krone, Szepter und Reichsapfel; zeigt uns die Zeichnung auf dem Reliquiar die steife Wiedergabe des Kaisermantels, der auf der rechten Schulter durch eine Agraffe zusammengehalten ist, so erhebt sich der Bildhauer, welcher die Statue gemeißelt hat, zu freierer Behandlung des Gewandes, das er nach künstlerischen Rücksichten zu kräftigem Faltenwurf umbildet.

Gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts verpflanzt sich die Verehrung Kaiser Heinrichs ins Bistum Basel. Hierher war, wie es scheint, keine Abbildung des in Bamberg überlieferten Typs gedrungen, und die kleine kniende Figur der Altartafel, welche das Porträt des Kaisers bot, wurde nicht als Bildquelle benutzt.

Vielmehr stellte man ein neues Bildnis Heinrichs dar; es unterscheidet sich von den bisherigen dadurch, daß es den Kaiser gänzlich unbärtig, in jugendlichem Alter, wiedergibt. Man bildet also den Kaiser so ab, wie die Kaiser schlechthin in der Vorstellung des Volkes lebten, also wie die bartlosen Könige Rudolf I., Albrecht I., Adolf, Heinrich VII., Friedrich III., Ludwig V. und Günter. Heinrich II. wird also als „der Kaiser“ dargestellt; die Tracht ist bald der jeweiligen Kaisertracht nachgebildet, bald beruht sie wie bei der Bamberger Statue auf freierem künstlerischen Empfinden; ein Beispiel letzterer Art ist die prächtige hochgotische Statue neben dem Basler Münsterportal aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts.

Die Abzeichen bleiben zum Teil dieselben wie in Bamberg d. h. Krone und Szepter werden beibehalten. Weil aber im Bistum Basel Kaiser Heinrich im besondern als Münstererbauer verehrt und gefeiert wird, legt ihm die Kunst ein dies verdeutlichendes Attribut in Form einer Kirche bei. Eine kleine Wiedergabe des Basler Münsters tritt also an Stelle des Reichsapfels.

Noch im XIV. Jahrhundert, d. h. mit der Regierung Kaiser Karls IV., aber wird das Tragen des Vollbartes wieder Mode, und dies beeinflußte die Darstellung des heiligen Heinrich. Es ist nunmehr der lange, zweigeteilte Vollbart, wie er von den Kaisern aus dem Hause Luxemburg getragen wurde, der den Bildern Heinrichs II. beigelegt wird. Zahlreiche Schluffsteine, mit kräftigen Reliefsdarstellungen geschmückt, Siegel und Münzen von Basel zeigen uns das neue Schema; auch Gemälde auf Glas und Holz bringen diese Darstellungsart.

Wurde früher der Kaiser in der Regel stehend abgebildet, so bevorzugt die beschriebene Klasse von Denkmälern das thronende Bild.

Die Spätgotik kehrt zur Darstellung der stehenden Figur, welche seither bis auf den heutigen Tag herrschend geblieben ist, zurück. Ein langer, üppiger und ungeteilter Vollbart pflegt diese Heinrichsbilder des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit zu kennzeichnen. Beispiele, welche diesen Bildtypus repräsentieren, finden sich am Giebel des Basler Münsters, an der Front des Basler Rathauses, an einem Steinrelief zu Delsberg, vielen Holzstatuen, Glasgemälden zu Bettingen, Basel und im Kanton Bern, an dem Holbeinschen Orgelflügel zu Basel wie auf zahlreichen in Kupferstich und Holzschnitt ausgeführten Titelblättern. Seit dem XIV. Jahrhundert findet man auch häufig an Stelle des einen Attributs das erhobene oder gesenkthe Schwert in der Hand des Kaisers; solches begegnet auf den Altarflügeln Burgkmairs und des J. C. von Oßtanien. Ganz vereinzelt kommt als Symbol auch der Palmzweig, der eigentlich nur den Märtyrern zukommt, in der Hand des heilig gesprochenen Kaisers vor; einen Beleg bietet Burgkmair eben genanntes Gemälde im Augsburger Museum. In den meisten Fällen ist die für das wirkliche Lebensalter Heinrichs zulässige Alterstufe vom Künstler überschritten, indem der Kaiser den Eindruck eines 60- oder 70jährigen Mannes macht.

Seit dem XVI. Jahrhundert wird der Herrscher auch häufig im Kriegskleid, d. h. im Plattenharnisch, abgebildet. Dieser Typus bleibt vorwiegend in der folgenden Zeit. Ein schwerer, reich mit Edelsteinen und Stickerei verzierter Prunkmantel fällt über die Schultern des Kaisers. Kostbare Mantelschleifen und — anachronistisch genug — Ordensketten vervollständigen das Kostüm, Hermelin- oder Samtfutter schmückt die Krone auf dem Haupt. Zahlreiche Münzen, Medaillen und Siegel, wie auch viele Statuen im Elsaß und im Berner Jura zeigen uns den eben geschilderten Bildtypus Kaiser Heinrichs.

Einzelne Künstler der neuern Zeit haben dem Heiligen andere Attribute beigelegt; so stellt Mancini auf seinem Florentiner Ölbild Heinrich mit dem Lilienstengel dar, unter Beziehung auf seine Enthaltsamkeit. Im Frankfurter Kaisersaal, wo

Heinrich als Herrscher, nicht als Heiliger abgebildet ist, trägt er eine der Saufeder ähnliche Lanze; H. Lamers endlich stellt den Imperator mit Kirche und Schwert dar, auf das Haupt aber setzt er ihm — in seltsamem Anachronismus — die angebliche Krone Karls des Großen, d. h. jene Wiener Bügelkrone aus Barbarossas Zeit.

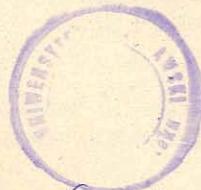
Werfen wir noch einen Blick auf die Gesellschaft, in welcher Kaiser Heinrich dargestellt zu werden pflegt! Dieselbe ist höchst wechselnd, indem er jeweilen mit denjenigen Heiligen zusammengruppiert wird, welche zufällig in der betreffenden Kirche oder Kapelle verehrt, denen der Altar geweiht ist, oder die als Patronen einer Stadt, einer Landschaft oder eines Bistums gezählt oder gefeiert werden.

Seit dem Jahr 1200 war auch die Gattin Heinrichs heiliggesprochen; sie findet sich daher häufig, in erster Linie da, wo das kaiserliche Paar begraben lag, neben dem Gatten abgebildet. Wie Kaiserin Helena, die Finderin des hl. Kreuzes, so trägt Kunigunde als die Schenkerin von Kreuzpartikeln als Attribut das Kreuz in der Hand. Es ist häufig charakterisiert als Reliquiar von Kreuzform, besetzt mit Edelstein.

Sehen wir uns endlich um nach den Momenten aus Kaiser Heinrichs Leben, welche von der bildenden Kunst vorzugsweise festgehalten und verherrlicht worden sind, so finden wir dargestellt: die Heilung des Kaisers von schwerer Krankheit durch den hl. Vater Benedikt. Dann erscheint als bedeutsamer Augenblick: die Kaiserkrönung durch den Papst. Häufig, und zwar seit dem XII. Jahrhundert in Büchern, Emails, später in Plastik, Holzschnitt und Kupferstich wiederholt wurde die Szene, welche die Erhärtung von Kunigundens Unschuld vor dem als trauernden Richter charakterisierten Gatten vorträgt. Auch das Sterbelager und das Totengericht Kaiser Heinrichs, bei dem St. Michael mit der Seelenwage erscheint, werden von der kirchlichen Kunst erfaßt und wiedergegeben. Derartige Bilder von ganzen Szenen finden sich in einer Pergamenthandschrift des XII. Jahrhunderts zu Bamberg, auf den aus Basel stammenden Emails des XIV. Jahrhunderts zu Berlin, an den Wänden des steinernen Grabdenkmals des Kaiserpaars aus dem XV. Jahrhundert zu Bamberg, in der Inkunabellegende des Nonnus von 1511 und in den Bildern zahlreicher Sammlungen von Heiligenleben, deren einzelne Aufzählung zu weit führen würde.

Die Verherrlichung Kaiser Heinrichs durch die bildende Kunst erstreckt sich über zahlreiche Diözesen der römischen Kirche; aber auch in abgefallenen Gebieten wird der Imperator heute noch vielfach dargestellt, freilich nicht als Schutzheiliger, sondern als Stadtgründer oder Wohltäter. Solches gilt vorzugsweise von Basel, wo die Studenten noch einen Heinrichskommers feiern, wo der Heinrichstag seine Bedeutung hat und an der Hauptkirche wie am Rathaus die Maler des XIX. Jahrhunderts den Kaiser verherrlicht haben.

Basel.



68469
74819

E. A. Stückelberg.

Verzeichnis der Illustrationen.

Bildbisher:

Heinrich II., Detail am südöstlichen Portal des Bamberger Domes	Titelbild
Dom zu Bamberg mit dem Grabmal des hl. Kaiserpaars (von Tilman Riemenschneider) Seite 41	
Tilman Riemenschneider, Das hl. Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde auf dem	
Sarkophagdeckel im Dom zu Bamberg	Seite 53

Bilder im Text:

	Seite
Urs Graf, St. Heinrich und St. Pantalus. Basel	1
Die Nationen dem Kaiser Otto III. huldigend. Miniatur aus dem Bamberger Evangelistar. München	2
Kaiser Otto III. Miniatur aus dem Bamberger Evangelistar. München	3
Krönungsbild von Heinrich II. Aus dem Missale, welches das Königspaar dem Bamberger Dom zur Einweihung 1012 schenkte. München	5
Widmungsbild im Evangelistar A II. 46. Bamberg	6
Krönung des hl. Königspaares durch Christus und Huldigung der unterworfenen Nationen. Bamberger Evangelistar. München	7
Kaiser Heinrich II. auf dem Throne. Missale. München	9
Einbanddeckel eines Bamberger Evangelistars	10
Die Feuerprobe der hl. Kunigunde. Aus der Vita Henrici des Diakon Adelbert (1146). Bamberg	11
Silbermünze mit dem Bild Kaiser Heinrichs	12
Die goldene Altartafel. Ein Geschenk Heinrichs II. an den Dom zu Basel. Paris	13
Das von der hl. Kunigunde dem Dom zu Bamberg geschenkte kostbare Messgewand. Bamberg	15
Kaisermantel der hl. Kunigunde. Bamberg	17
Kaiser Heinrich und Kunigunde. Schliffstein im Dom zu Basel	18
Das jüngste Gericht, am Fürtzenportal des Domis zu Bamberg	19
Heinrichs Urkundenmonogramm	20
Siegel Heinrichs	21
Reliquiar mit Überresten Heinrichs II. Bamberg	23
Vorderseite der Einbanddecke des sog. Gebetbuches des Kaisers Heinrich II., den hl. Paulus darstellend. Bamberg	25

	Seite
Das südöstliche Portal des Doms zu Bamberg	27
Kaiser Heinrich II., an der Fassade des Basler Doms	31
Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde. Schlüssele im Basler Münster	33
Siegel der juristischen Fakultät Basel	35
Statue des Kaisers Heinrich. Basel	36
Statue der Kaiserin Kunigunde. Basel	37
Kunigunde teilt an die Werkleute vom Stephanskirchenbau den Lohn aus. Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg	43
Die Feuerprobe. Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg	44
Die Heilung Heinrichs durch den hl. Benedikt. Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg	45
Kaiser Heinrich auf dem Sterbebett. Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg	47
Heinrichs Totengericht. Relief am Heinrichsgrab zu Bamberg	49
Die Krönung des hl. Heinrich durch den Papst. Holzschnitt der Inkunabellegende von Nonnus, Bamberg, 1511	55
Kaiser Heinrich II. Holzstatue vom Jenzheimer Altar	59
Siegel des Basler Dompropstes Hallivyl (1488)	60
H. Holbein, Der hl. Kaiser Heinrich II. und die hl. Kunigunde. Entwurf zu einem Orgelflügel. Basel	63
Siegel der Stadt Bauzen	65
Silberner Taler des Basler Bischofs Joh. Franz v. Schönau (1651—1656)	65
Großes Siegel des Basler Bischofs Joh. Konrad I. von Roggenbach (1656—1695)	66
Seferstiegel der Stadt Basel	66
Hans Burgkmair († 1531), Der hl. Kaiser Heinrich II., Augsburg	67
Siegel der Basler Dompropste v. Andlau (1439) und v. Mörsperg (1511)	69
J. C. van Osztanien, Der hl. Kaiser Heinrich und die hl. Elisabeth	71
Barth. Brunn († 1556), Kaiser Heinrich der Heilige. München	73
Meister Anthony (um 1520), Kaiser Heinrich. Wettingen	76
Stoffel Murer (1579), Kaiser Heinrich und die hl. Jungfrau. Wettingen	77
Glasgemälde von Wolfgang Spengler von Konstanz (1660). Basel	79
Mancini, Das hl. Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde. Florenz	83
J. Hiltensberger jr., Einweihung des Doms zu Bamberg. München	85
J. D. Passavant, Kaiser Heinrich II. Frankfurt	87
J. v. Miller (1880), Statue des Kaisers Heinrich II. Bamberg	89
H. Lamers, Der hl. Kaiser Heinrich II.	91
Gotischer Schlüssele. Basel	96



Kaiser Heinrich II.
der Heilige
von H. Götter.



SAMMLUNG
ILLUSTRIERTER
HEILIGENLEBEN